

Sozialdemokrat

Zentralorgan der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei
in der Tschechoslowakischen Republik.

11. Jahrgang.

Sonntag, 5. April 1931

Nr. 82.

Bezugsbedingungen:

Bei Zustellung ins Haus oder
bei Bezug durch die Post:
monatlich Kr. 16.-
vierteljährlich 48.-
halbjährlich 96.-
jährlich 192.-

Rückstellung von Manu-
skripten erfolgt nur bei Ein-
sendung der Retourmarken.

Erscheint mit Ausnahme
des Montags täglich früh.

Demission der rumänischen Regierung. Ein Konzentrationskabinett Titulescu.

Bukarest, 4. April. Ministerpräsident
Mironescu hat heute dem König die Demission
des Kabinetts eingereicht. In dem Mitdritts-
schreiben begründete der Ministerpräsident den
Rücktritt mit dem Streben nach Erleichterung
der Zusammenarbeit aller politischen Faktoren.
Der König hat die Demission angenommen.
Mironescu empfing heute nachmittags den
Führer der Liberalen, Duca, hierauf Georg
Bratianu, weiters den Führer der National-
listen Joga. Der rumänische Gesandte in
London, Titulescu, wurde telegraphisch nach
Bukarest berufen. — In politischen Kreisen ist
man der Ansicht, daß Gesandter Titulescu die
Bildung eines Konzentrationskabinetts versuchen
wird.

Ungarn für Anschluß an die Zollunion?

Paris, 4. April. „Intransigeant“ bringt
eine Nachricht seines Privatkorrespondenten aus
Budapest, die andeutet, daß Ungarn dem öster-
reichisch-deutschen Zollabkommen beitreten
wird. Ein ehemaliger Minister, der dem Mini-
sterpräsidenten Grafen Bethlen sehr nahe steht,
bat dem Journalisten mitgeteilt: „Heute ist es
bereits eine fertige Sache, daß Ungarn auf die
Kontingentierung zu Gunsten der österreichischen
Industrie und infolge der Aufhebung der deutsch-
österreichischen Zollgrenze auch zu Gunsten der
deutschen Industrie einmischen wird. Als Entschä-
digung wurden uns Kreditleistungen ver-
sprochen.“

Dem fügt der Korrespondent die Erklärung
einer zweiten ungenannten Persönlichkeit, eines
Mitgliedes des ungarischen Abgeordnetenhauses, bei:
„Die erklärte, daß der Agrarblock Anhänger des Bei-
trittes Ungarn zur österreichisch-deutschen Zoll-
union ist, und hinzufügte: „Die ungarische Land-
wirtschaft sieht das einzige Mittel, wie sie aus
der jetzigen schrecklichen Krise herauskommen
könne, darin, freien Zutritt zu dem großen
Markt der 70 Millionen deutscher und öster-
reichischer Konsumenten zu haben.“

Die Handelsvertragsverhandlungen mit Oesterreich und Ungarn auf einem toten Punkt.

Unter diesem Titel schreibt die „Wirt-
schaft“:
Ursprünglich war beabsichtigt, die handels-
politischen Verhandlungen zwischen der Tschecho-
slowakei und Oesterreich unmittelbar nach
Ostern fortzusetzen. Bei dieser Gelegenheit sollten
auch die Verhandlungen mit Ungarn aufgenom-
men werden. In Pragere Kreisen erwartet
man für die nächste Zeit die Kündigung
des geltenden Handelsvertrages seitens Oester-
reichs. Bisher ist noch nicht bekannt, wann die
Verhandlungen wieder aufgenommen werden.
Der Handelsvertrag Ungarns mit Oesterreich
dürfte noch Ostern unterfertigt werden. Es
heißt, daß der neue Vertrag auf Grund von
Präferenzzöllen abgeschlossen und daß ein
Zollelearing, wie ihn auch ursprünglich
die Tschechoslowakei gegenüber Südslawien
beabsichtigt hatte, vereinbart werden wird.

Großes Aufgeschütt für Deutschland

Moskau, 4. April. (Tsch.) Im Zusammen-
hang mit der aus Berlin eingetroffenen Mittei-
lung, daß die deutsche Regierung durch Kredit-
garantie eine ergänzende Summe von 300 Mil-
lionen Mark zur Finanzierung der Aufträge aus
Sowjetrußland sichergestellt hat, ist der Bevoll-
mächtigte des Obersten Volkswirtschaftsrates der
S.S.S.R., Pjatakow, zwecks Abschluß des zudrül-
figen Vertrages und Verteilung der Aufträge
nach Berlin abgereist.

Vulkanausbruch in Japan.

Osaka, 4. April. Der Vulkan Kuscherobu auf
der Insel Kogoshima zeigte am Donnerstag
erhöhte Tätigkeit. Die Einwohnerzahl der um-
gebenden Dörfer, die durch unterirdisches Geräusch
gewarnt worden war, hatte sich rechtzeitig in
Sicherheit gebracht. Sämtliche Verbindungen mit
der Außenwelt sind unterbrochen, so daß Einzel-
heiten über den Umfang des Schadens oder
Opfer an Menschenleben noch nicht bekannt sind.

Flottenpakt in Gefahr.

Erste Schwierigkeiten bei der Schlussredaktion des Vertrages.

London, 4. April. Der Ausschuss für Ab-
fassung des Vorlautes des englisch-französi-
sch-italienischen Flottenabkommens hat sich bis etwa
14. April vertagt. Der diplomatische Korrespon-
dent des „Daily Telegraph“ bemerkt hierzu, in
englischen Kreisen herrsche die Ansicht, daß, wenn
Frankreich nicht bereit sein sollte, Italien in der
Frage der leichten Kriegsschiffe entgegenzukom-
men, ein Abbruch der Arbeiten des Aus-
schusses zu befürchten stehe.

Darf Frankreich Ersatzbauten durchführen?

Paris, 4. April. Die Unterredung, die
Briland gestern mit dem italienischen Bot-

schafter Grafen Manzoni gehabt hat, bezog
sich auf die Schwierigkeiten bei der redaktionellen
Fassung des französisch-italienischen Flottenab-
kommens. Sie betreffen in der Hauptsache die
Erziehung der auszurüstenden Kampfschiffe durch
neue Schiffe. Nach dem „Echo de Paris“ sollen
Italien und Großbritannien der Aufschaltung
sein, daß Frankreich die auszurüstenden Einheiten,
die bis zum Jahre 1936 eine Gesamttonnage
von 80.000 Tonnen darstellen, nicht durch Neu-
bauten ersetzen dürfe. Frankreich beharrt jedoch
dagegenüber auf dem Standpunkte, daß es für
das Land unerlässlich sei, die Tonnage von 80.000
Tonnen vollaus zu ersetzen, man wäre jedoch zu
einer eventuellen Herabsetzung auf 60.000 Ton-
nen bereit.

Keine gemeinsame Zollfront der Alliierten?

Paris ärgert sich über Italien und England.

Paris, 4. April. Zur gestrigen Unterredung
mit dem italienischen Botschafter Grafen Man-
zoni, melden die Wiener, daß außer der Marine-
frage hierbei auch die Frage der österreichisch-
deutschen Zollunion besprochen worden sei.
Dem „Figaro“ zufolge habe der italienische
Botschafter Briand bekräftigt, daß die italia-
nische Regierung nicht daran denke,
bis zum Monate Mai, wo diese Angelegenheit
vor den Völkerbundrat gebracht werde, hierzu
öffentlich Stellung zu nehmen. Das Blatt spricht
sein Bedauern über diese Stellungnahme aus.

„Echo de Paris“ ist der Meinung, daß die
alliierten Staaten die richtige Schlacht in Sachen
der Zollunion verloren hätten, denn man
hätte es nicht erreicht, daß England und Italien
sich dem formalen Protokoll angeschlossen haben.
Wenn die Kleine Entente in der nächsten Woche
bei den Belgrader Beratungen nicht eine ener-
gische Initiative ergreife, dann werde die An-
gelegenheit sowohl im Studienauschuss der
Europa-Union als auch im Völkerbundrate mit
einer Debatte über juristische Cha-
raktere enden.

Die Hitlerrichtung im Gegenangriff.

Das Kriegsglück auf der Seite der größeren Weltjüde

Berlin, 4. April. Die heutige Nummer des
„Angriff“ veröffentlicht eine Reihe von Stand-
gebungen, aus der hervorgeht, daß das Blatt sich
wieder im Besitze der nationalsozialistischen Par-
teiforganisation befindet.

In einer Mitteilung des Verlages heißt es:
Dem Hauptmann Stennes gelang es am vergan-
genen Donnerstag unter Anwendung von Ge-
walt, vorübergehend die Räume der „Angriff“-
Schriftleitung wie auch der Druckerei zu besetzen.
Durch diesen Bruch des Hausrechtes konnte er in
der Donnerstag-Ausgabe des „Angriff“ (wie
auch teilweise schon am Mittwoch) widerrecht-
liche Veröffentlichungen gegen die nationalsozia-
listische Bewegung und ihren Führer Adolf
Hitler erpingen. Der bisherige Geschäftsführer
des Verlages wurde abberufen und freilos ent-
lassen.

Weiter bringt das Blatt einen Aufruf von
Hitler, in dem Dr. Goebbels das Vertrauen
ausgesprochen wird und die Mitglieder zur
Treu aufgefodert werden.

Entscheidend für diesen ersten Erfolg der
Zettlung Hitlers scheint vor allem das finan-
zielle Moment zu sein. Die Einnahmen, aus
denen die nationalsozialistische Partei ihre sehr
großen Ausgaben deckt, sind der Kontrolle der
Öffentlichkeit wie auch den weiteren Kreisen der
Partei nicht zugänglich. Sicher ist, daß aus
den Organisationsbeiträgen der Parteimitglie-
der diese Ausgaben auch nicht zu einem

kleinen Teil gedeckt werden könnten, beson-
ders da die Organisationen ziemlich frei sind
und der feste Bestandteil der Bewegung, die
militärisch organisierten Sturm-Abteilungen,
deren Zahl 100.000 Mann betragen soll, nicht
nur keine Beiträge zahlen, sondern im Gegen-
teil von der Partei für ihre Leistungen
bezahlt werden. Ueber die finanziellen
Mittel disponieren Hitler und seine Vertrauens-
leute. Die Dissidenten werden schwerlich ähnliche
ausgiebige finanzielle Quellen finden, um dieser
Konkurrenz entgegenzutreten zu können.

Die Parteileitung behauptet, daß 75 Pro-
zent der Mitglieder der Sturmabteilungen in
Berlin Stennes bereits verlassen haben und
raumtätig zu Hitler zurückgekehrt sind. Einige
Blätter behaupten, in dieser Angelegenheit sei
am meisten ins Gewicht gefallen, daß am gestri-
gen Tage der Anzahlung an die Sturmabtei-
lungen Stennes seinen Sold für seine An-
hänger hatte und daß er ihnen nicht einmal die
Befristigung geben kann, welche sie bisher in
einer Sonderföche erhielten.

Uniformverbot.

Deßau, 4. April. Das Anhaltische Staats-
ministerium hat auf Grund der Verordnung des
Reichspräsidenten vom 28. März 1931 den Natio-
nalsozialisten in Anhalt das Tragen einheitlicher
Kleidung sowie das Tragen von Abzeichen ver-
boten.

Sowjets drohen mit weiterem Getreidedumping.

Rom, 4. April. Der römische Berichter-
statter des Havas-Büros teilt mit, daß der
Standpunkt der Sowjetdelegation bei der Welt-
getreidekonferenz ernste Befürchtungen erwecke.
Die Sowjetdelegierten nehmen, wie der Berich-
tstatter erklärt, gegenüber jedweder Antim-
pfung von Beziehungen zum Völkerbunde eine
feindliche Haltung ein. Sie wollen keinerlei
genau präzisierter Verbindlichkeiten für die Zu-
kunft übernehmen, insbesondere soweit es sich um
die Durchführung des Dumping handelt. Sie
haben sich vorbehalten, das Dumping auch wei-
terhin durchzuführen, wenn bei den Londoner
Konferenzen der Exportstaaten der Sowjetunion
nicht Exportbedingungen gewährt werden wür-
den, die sie als genügend ansehen würden.

Internationale Agrarhilfe nimmt greifbare Gestalt an?

Paris, 4. April. „Matin“ meldet aus Genf,
daß die Delegation des Finanzausschusses des
Völkerbundes, die mit der Ausarbeitung eines
Planes für die Errichtung des Internationalen
landwirtschaftlichen Kreditinstitutes betraut
wurde, gestern abend ihre Arbeiten beendet hat.
Das neue Institut soll sich hauptsächlich mit der
Organisierung der finanziellen Hilfe für die
unter der landwirtschaftlichen Krise leidenden
Agrarstaaten Mittel- und Osteuropas befassen.
Das Institut soll über einen Vorrat von
50 Millionen Dollar verfügen und seinen Sitz
in der Schweiz haben. Die Debatte über die Ein-
gelheiten der Tätigkeit dieses Institutes wird
einer der Hauptpunkte des Programms der Kai-
sersagung des Studienausschusses der Europäischen
Union sein.

Auferstehung?

In Georg Kaisers symbolischem Drama
„Gas“ gibt es, gleich wenn der Vorhang sich
hebt, eine unerhört packende, nervenreizende
Szene: In der Schaltkammer der gigantischen
Phantasiemaschine, die nur ein Sinnbild der
mechanisierten, der Technik unterworfenen
Welt selbst ist, laufen die Meldungen aus den
verschiedenen Abteilungen zusammen; Boten,
Telephon und farbige Riesensbarometer an den
Wänden zeigen eine nahende Katastrophe an.
Noch ehe wir aus den Gesprächen hören, daß
eine rätselhafte Veränderung des Gases zu
erhöhtem Druck und zu Explosionsgefahr
führt, entnehmen wir den hastig und heiser
gerufenen Zahlen, dem Steigen der Farbbän-
der an den Skalen, daß Unheil im Anzug ist.
Sprunghaft steigen die Zahlen zu irgendwel-
cher gefährlichen, todbringenden Höhe an. Geht
diese dichterische Prophezie nicht in Erfüllung?
Gleicht die Welt von 1931 nicht dem phanta-
stischen Symbol, das der Dichter für sie gefun-
den hat?

Jeder von uns steht, wenn wir wollen,
mitten im Welderaum, im Herzen des einzigen
Riesenbetriebes, den die mechanisierte, der
Technik unterworfenen Welt darstellt. Mit heiser-
erer Stimme ruft uns der Zettlungsverkäufer
die warnenden Zahlen zu, in Balkenlettern er-
scheint vor unserem Auge das Signal des Un-
tergangs. Es scheint wahrhaftig, daß die Welt
an ihrer Technik und Zivilisation zugrunde-
gehen soll. Sie wird nicht explodieren wie die
große Fabrik in Kaisers Drama, aber sie ver-
hungert, weil sie zuviel Maschinen, zu ganz
Maschinen hat; und ehe sie verhungert, er-
mahnen aus der Not der Masse Verbrennen,
Aufrände, gräßliche widernatürliche Untaten,
dringt das Chaos von allen Seiten auf
uns ein.

Fünf Millionen Arbeitslose
waren es, als die Welt aufzuwachen begann.
Dann waren es acht, zehn, zwanzig, fünf-
zehn . . . wo hatten wir heute? Zwan-
zig Millionen? Geiern mochten es so-
viel gewesen sein, morgen sind es vielleicht
einundzwanzig, fünfundzwanzig
Millionen . . . es ist unabsehbar, bei
welchem Punkt der Katastrophenkata die Ver-
derben halten, bei welchem die Explosion
eintreten wird. Amerika, das Paradies
der Bobbitts, der sorglosen Epiechburger, die
den Sozialismus verfluchen und außer an den
puritanischen Herrgott nur an die ewige „Pro-
sperity“ mit dem ewig guten „Business“ glau-
ben, meldet täglich wachsende Arbeitslosig-
keit; die Krise greift über auf das flache
Land; die Farmer können ihre Ernte, weder
Weizen noch Wolle, ihr Vieh nicht mehr ver-
kaufen, sitzen ohne Kreuzer Geld auf ihrem
Land, mitten unter den Bergen von Feldfrucht
vom Hunger bedroht. Frankreich, dank seiner
vernünftigen Nachwachstumsregelung lange Zeit
von der Krise verschont, hat heute vielleicht
schon die halbe Million erreicht. Die Regie-
rungen sind wehrlos gegen das Uebel, an dem
das ganze System krankt; in England, wo
Labour regiert, in Italien, wo Faschismus diktiert
— die gleiche Not, die gleiche Ratlosigkeit;
irrelich die einen helfen den Opfern, die andern
lassen sie verhungern, aber gegen das Uebel
selbst können die Gutgewillten so wenig an
wie die andern. Man wird einwenden: Ruß-
land. Allerdings Rußland hat keine Arbeits-
losen, Rußland arbeitet im Fieberfieber des
Frühkapitalismus, aber der russische Arbeiter,
der russische Bauer bezahlen es damit, daß sie
noch einmal alles Geld, allen Hammer der
Warenumit mitmachen, daß sie für ihr Geld
nichts bekommen, die wichtigsten Lebensmittel
auf Karten beziehen und stundenlang
„Zwischen stehen“ müssen.

Die große Maschine der Güterproduktion
erweist sich als ein stuchwürdiges Werkzeug
des Chaos. Sie produziert in Massen alles,
was wir brauchen, aber sie führt es nicht
denen zu, die es brauchen, sie läuft leer, wo
sie Güter schaffen soll, und ist verstopft, wo
die Güter nicht gebraucht werden. Aber wie der
Chefsingenieur in Kaisers Fabrik durch keinen

Schaltergriff, durch kein Rechenexempel, durch keine Zauberformel das entzifferte, empörte Element bändigen kann, so kennt anscheinend keiner die Zauberformel, die richtige Schaltung der gewaltigen kapitalistischen Produktionsmaschinerie. Denn es ist ihr Grundübel und Hauptfehler, kein Gehirn, keine zentrale Schaltung zu haben, sondern unabhängig vom menschlichen Willen nach ihren eigenen Gesetzen ihren Lauf zu nehmen.

Nicht anders und nicht eher wird die millionenfach gekreuzigte Menschheit dem Göttergatha entrinnen, nicht anders und nicht eher wird sie auferstehen aus dieser Not, die der Katastrophe zutreibt, als bis sie gelernt haben wird, die Maschine zu beherrschen, die Technik dem Menschenwillen untertan zu machen, die Produktion nach ihrem Willen zu lenken. Es ist nicht das Werk von Monaten oder wenigen Jahren. Darum wäre es trügerische Osterhoffnung, wollten wir mit dem erwachenden Frühjahr, mit dem Säen der Ostergloden eine erlösende Vorschau begrüßen. Ja, es wird in den nächsten Wochen mächtig besser werden, die Zahl der Arbeitslosen wird um einige Prozent sinken, da aber dort wird eine Fabrik ihre Tore wieder öffnen, wird der Maschinenist mit dankbarer Hand über Kolben und Räder seiner vertrauten Maschine streichen, werden die Sirenen rufen und die Schwingen räder sich in Gang setzen. Aber täuschen wir uns nicht darüber, daß dieses leise Abflauen der Krise, das mit dem Beginn der Sommerarbeiten zusammenhängt, nicht ihr Ende und nach lange keine Rettung bedeutet. Selbst wenn das große Wunder geschähe, wenn die Konjunktur einsetzte, bevor uns der zweite Krisenwinter mit nicht zu ermessendem Elend bedroht, wie lange wird die Konjunktur dauern? In wenigen Jahren bricht doch aufs neue die Krise herein, vernichtet zahllose Existenzen, reißt alle Wunden am Körper der Gesellschaft wieder auf.

Uns hilft nur eines: der Umbau unseres ganzen gesellschaftlichen Produktionsapparates, die Revolution unserer Produktionsverhältnisse, die mit den längst revoltierten Produktivkräften nicht mehr im Einklang stehen. Kein „Drittes Reich“ und keine trügerische Absolution bringt den leidenden Menschen Erlösung, kein Glodengeländ und keine Trommel bringt mehr als leeren Schall. Die Auferstehung aus dem Tal der Tränen ist ein unromantisches, mühsames langwieriges Werk und die Zauberformel heißt: Planwirtschaft, heißt mit dem älteren und viel mehr sagenden Wort: Sozialismus. Was dem sozialistischen Aufbau und Umbau der Gesellschaft dient, das allein sind glaubhafte Verheißungen der Auferstehung. Daß allerorten der Bankrott der kapitalistischen Wirtschaftsmethoden sichtbar und der Ruf nach planvollem Handeln laut wird, daß die Einsicht in die Gesetze der kapitalistischen Wirtschaft wächst, daß trotz Krise und Reaktion die Fronten des klassenbewußten Sozialismus unerschütterter stehen und an manchem Punkte unsere Stoßtrupps in die feindlichen Stellungen einbrechen, daß sich in Europa ein entschiedener Wille kundgibt, vernünftige Wege

einzuschlagen, und daß der Widerstand gegen Vernunft und Recht wie es scheint, im ersten Anlauf zu erlahmen beginnt, das sind verheißungsvolle Botschaften einer neuen Zeit, das sind Ostergrüße, die uns

Industrielle Revolution.

Rationalisierung — Fehlrationalisierung.

Von Otto Bauer.

Dieser Tage ist der erste Band des hochbedeutenden Werkes des Genossen Otto Bauer erschienen, dessen Gesamtwerk „Kapitalismus und Sozialismus nach dem Weltkrieg“ lautet und in dem Bauer den Versuch unternimmt, die großen Wandlungen darzustellen, die sich seit dem Ende des Krieges in der Weltwirtschaft vollzogen haben und die Folgerungen zu ziehen, die sich für den Klassenkampf der Arbeiter daraus ergeben. Der bereits erschienene erste Band trägt den Titel „Rationalisierung — Fehlrationalisierung“ und wir entnehmen ihm die nachfolgenden Stellen:

Rationalisierungskonjunktur und Rationalisierungskrise.

Das Wort Rationalisierung wird in verschiedenen Bedeutungen gebraucht. Zunächst bezeichnet es einen einmaligen geschichtlichen Vorgang. Als das Deutsche Reich nach der Inflationskatastrophe von 1923 zum stabilen Geldwert zurückkehrte, als mit der Stabilisierung des Geldwertes eine Absatzkrise über die deutsche Industrie hereinbrach, mußte sich die deutsche Industrie auf die veränderten Absatzbedingungen umstellen. Damals lief durch die deutsche Unternehmerschaft und ihre industrielle Bürokratie die Parole: „Unsere Betriebe sind veraltet.“ Wir sind nicht konkurrenzfähig! Wir müssen unsere Betriebe rationalisieren! Die deutsche Industrie mußte die technische Entwicklung nachholen, die die Vereinigten Staaten seit 1914 durchlaufen hatten. Und mit der technischen Erneuerung des deutschen Produktionsapparates ging Hand in Hand die Entwicklung der industriellen Gemeinschaftsarbeit, die Einführung der neuen Verfahren zur Rationalisierung und Intelligenzierung der Arbeit, die Normung und Vereinheitlichung der Betriebsführung. Diesen ganzen Prozeß ruckhafter, sprunghafter Anpassung der deutschen Industrie an ihre neuen Existenzbedingungen, der sich in den Jahren 1924—1929 vollzog, sah man als Rationalisierung zusammen. Dieser Sprachgebrauch wurde auch von anderen Nationen, deren Volkswirtschaft ähnlicher Umstellungsprozeß bedurfte, übernommen.

Die Rationalisierung schuf sich selbst ihren Markt. Da die ganze deutsche Industrie technisch erneuert wurde, da überall neue Betriebsanlagen errichtet, die alten umgebaut, neue Maschinen aufgestellt wurden, war der Bedarf an Baustoffen, Maschinen und Werkzeugen, Eisen sehr groß. Die Industriezweige, die Produktionsmittel erzeugen, hatten guten Absatz. Da sie wachsende Arbeitermassen zu steigenden Löhnen beschäftigten, erweiterte sich auch der Markt der Industrien, die Konsumgüter erzeugen. So wurde im Verlauf des Jahres 1928 die Wirtschaftskrise, die der Stabilisierung der Mark gefolgt war, überwunden. Die Jahre 1926—1928 waren die Jahre der großen Rationalisierungskonjunktur. Es war die Zeit, in der der deutsche Kapitalismus glaubte, durch die Rationalisierung die wirtschaftlichen Folgen des

Krieges und der Niederlage schnell überwinden zu können; die Zeit, in der der allgemeine wirtschaftliche Optimismus es den deutschen Arbeitern und Angestellten erleichterte, eine bedeutende Erhöhung ihrer Löhne und Gehälter durchzusetzen; die Zeit schneller Bedienung der Lebenshaltung des deutschen Volkes; die Zeit der Befestigung der deutschen Demokratie, die Zeit, in der das deutsche Volk der friedlichen Außenpolitik Stresemanns willig Gefolgschaft leistete.

Aber die Rationalisierungskonjunktur mußte bald ihr Ende finden. So bald die meisten Unternehmungen die technische Erneuerung ihrer Betriebe vollzogen und beendet hatten, mußte der technische Umgestaltungsprozeß langsamer fortschreiten. Damit mußte der Bedarf an Produktionsmitteln sinken, eine Absatzkrise in den Produktionsmittelindustrien eintreten. Die Entlassung großer Arbeitermassen in den Produktionsmittelindustrien mußte auch den Geschäftsgang der Konsumgüterindustrien verlangsamen. So setzte 1929 eine schwere Wirtschaftskrise ein. Der Rationalisierungskonjunktur folgte die Rationalisierungskrise. Die Unternehmungen, die in den Jahren 1924—1928 ihre Betriebsanlagen gewaltig ausgebaut, ihre Erzeugungsfähigkeit bedeutend vergrößert hatten, sahen nun, daß sie die Warenmengen, die sie zu erzeugen vermögen, nicht abzusetzen, die neuen Betriebsanlagen, die neuen Maschinen nicht auszunutzen vermöchten. Der Rationalisierungsoptimismus schwand. Man begann zu klagen, die Rationalisierung sei überhastet und übertrieben worden, sie sei in vielen Fällen eine „Fehlrationalisierung“ gewesen. Der Glaube, durch die Rationalisierung die Wirkungen des Krieges überwinden zu können, schwand. Die Enttäuschung wendete sich gegen die Demokratie, die die Volkswirtschaft nicht wiederherzustellen vermochte, gegen die Arbeiterklasse, deren Löhne allzu hoch gestiegen seien, gegen die Verstaatlichungspolitik, die den Siegermächten allzu feige hohe Tribute aus dem Ertrag der deutschen Arbeit zugestanden habe. Eine Welle nationaler, antidemokratischer Reaktion ergoß sich 1930 über das Reich. In ähnlicher Weise schwand auch in den anderen Ländern die Freude an der Rationalisierung. Satten die Vereinigten Staaten eben erst ihren Glauben an die Triumphe der Rationalisierung bezeugt, als sie Herbert Hoover, den Schöpfer der Rationalisierungsorganisation, zum Präsidenten wählten, so schwand seine Volkstümmlichkeit, als auch dort im Herbst 1929 die Rationalisierungskonjunktur in die Rationalisierungskrise umschlug.

Der geschichtliche Sinn der Rationalisierung war die Anpassung der durch den Krieg und die Inflation hindurchgegangenen Volkswirtschaften an die neue, durch die Rückkehr zum beständigen Geldwert bestimmte wirtschaftliche Lage. Die Rationalisierung in diesem ursprünglichen Sinne ist seit 1929 bereits beendet. Und mit ihr gehören auch die sie kennzeichnenden ideologischen Begleiterscheinungen, die überschwengliche Bewunderung des „amerikanischen Wirtschaftswunders“, die überschwengliche Illusion, daß

in dieser Zeit, da Millionen und Abermillionen ihr Kreuz tragen, den Glauben an unsere Heilabschiffahrt erhalten und stärken, den Glauben, daß ein Ostern sein wird, an dem die Menschheit aufersteht!

die „neue industrielle Revolution“ dauernde Prosperität sichern, die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen in stetigem Aufstieg heben, alle Nebel der kapitalistischen Produktionsweise heilen werde, bereits der Geschichte an.

Fehlrationalisierung.

Der Arbeiter verausgabt Energie im Lebens- und im Arbeitsprozeß.

Der Arbeiter und seine Familienmitglieder verausgaben im Lebensprozeß Energie, ob der Arbeiter wirtschaftliche Arbeit leistet oder nicht, zur Bewegung des Herzens, zur Atmung, in der Tätigkeit des Verdauungsapparates, in der Abgabe von Wärme, in allen Bewegungen, die der Arbeiter auch dann vollzieht, wenn er keine wirtschaftliche Arbeit zu leisten hat.

Leistet aber der Arbeiter wirtschaftliche Arbeit, so verausgabt er überdies Energie im Arbeitsprozeß.

Die verausgabten Energien müssen dem Körper des Arbeiters wieder zugeführt werden, wenn er arbeitsfähig bleiben soll.

In der kapitalistischen Gesellschaft ist die Arbeitskraft eine Ware, die der Arbeiter dem Unternehmer verkauft.

Solange der Unternehmer die Arbeitskraft braucht, muß er als Preis für sie dem Arbeiter einen Arbeitslohn, der dem Arbeiter mindestens die Reproduktion der im Lebensprozeß und im Arbeitsprozeß verausgabten Energien ermöglichen muß.

Sobald die Unternehmer die Arbeitskraft nicht mehr braucht, entläßt er den Arbeiter. Der Arbeiter wird arbeitslos. Aber die Gesellschaft muß es auch dem arbeitslosen Arbeiter ermöglichen, sich arbeitsfähig zu erhalten, weil sie seine Arbeitskraft später wieder brauchen wird. Sie muß dem arbeitslosen Arbeiter daher, sei es durch eine Arbeitslosenversicherung, sei es durch die öffentliche Armenfürsorge oder durch private Wohltätigkeit, eine Arbeitslosenunterstützung sichern, die, wenn der Arbeiter arbeitsfähig bleiben soll, zureichen muß, die im Lebensprozeß verausgabten Energien dem Körper wieder zuzuführen.

Ist zur Reproduktion der im Lebensprozeß verausgabten Energien ein Aufwand von a Mark, zur Reproduktion der im Arbeitsprozeß verausgabten Energien ein Aufwand von b Mark erforderlich, so muß die Arbeitslosenunterstützung mindestens a Mark, der Arbeitslohn mindestens a plus b Mark betragen, wenn der Arbeiter arbeitsfähig bleiben soll. Die Kosten der Reproduktion der im Arbeitsprozeß verausgabten Energien bilden einen Bestandteil des Arbeitslohnes, sie werden also vom Unternehmer getragen, sie bilden einen Teil seiner Produktionskosten.

Dagegen trägt der Unternehmer die Kosten der Reproduktion der im Lebensprozeß verausgabten Energien nur so lange, als er den Arbeiter und ihrer Familienmitglieder verausgabten Energien nur so lange, als er den Arbeiter beschäftigt. Sobald der Arbeiter arbeitslos geworden ist, werden diese Kosten nicht mehr von einem einzelnen Unternehmer, sondern von der Gesellschaft getragen, von der Arbeitslosenversicherung, von der öffentlichen Armenfürsorge, von der privaten Wohltätigkeit. Die Kosten der Erhaltung der arbeitslosen Arbeiter in arbeitsfähigem Zustande bilden nicht einen Bestandteil der Produktionskosten der einzelnen Unternehmung. Wohl aber bilden sie einen Bestandteil der gesellschaftlichen Produktionskosten, da es ein Erfordernis der gesellschaftlichen Produktion ist, die zeitweilig arbeitslos gemordenen Arbeiter arbeitsfähig zu erhalten. „Social account“ und „business account“, gesellschaftliche

Aus dem Leben eines Barmädchens.

Berichtet von G. Schloß.

I.

Die „Attraktion“ in der „Grünen Laterne“.

Mit achtzehn Jahren fing sie in der „Grünen Laterne“ an.

Madame Seroja fand sie stierend in eine Tür dieser engen, lichtlosen Häuser gedrückt, wie sie in allen Städten der Welt in den schmutzigen und erbärmlichen Straßen stehen. Sie nahm sie mit in ihre „Grüne Laterne“.

Am nächsten Abend stand Loni hinter dem schlecht polierten Barstisch in Madame Serojas „Salon“. Papierverkleidete elektrische Birnen hingen kreuz und quer, gleich einem imitierten sommerlichen Laubdach, über den „Nischen“, die für bestahlende Kunden bestimmt waren. Loni trug ein helles Chiffonkleid, mit silbernen Borten bestickt, die selbst in dem trüben Licht grün und gelb verdingener Lampen glitzerten. Ihr glänzend blondes Haar fiel in kurz gelochten Ringen in ihr schmales, weißes Gesicht. Ihre großen, grauen Bänderaugen blickten ängstlich in den mit Tabakqualm erfüllten, niedrigen Raum. Sie hatte kaum eine Ahnung von dem, was sie tun sollte, obwohl Madame Seroja sich wirklich Mühe gegeben hatte, sie über ihre Aufgaben und Pflichten zu unterrichten. Zuerst und immer erforderlich: Kundvorkommenheit bis an die letzte Grenze. (Wo diese letzte Grenze anfangt, verschwinde Madame Seroja natürlich, und Loni hätte keine Zeit, darüber nachzudenken.)

Die kleinen und großen Flaschen, die und bauschig, lang und schmal, geschliffen und ungeschliffen, schwer aussprechliche Namen über dem

geheimnisvollen Flaschenbauch, machten ihr fürchterliches Kopfschmerzen. Ihre großen, ein wenig schief liegenden Augen sahen erschrocken und hoffnungslos auf diese Fülle Vanille, Whisky, Gin, Absinth und Sherry. Sie verstand nichts von alledem. Auf Madame Serojas Befehl nippte sie an fünf, sechs Gläsern, bekam ein rotes Gesicht und ganz dunkle Augen. Der Raum schien sich zu drehen. Sie hielt sich nur krampfhaft aufrecht. Lucia, das hagere, häßliche Mädchen mit dem roten Straußhaar, schrie vor Lachen und schlug sich auf die Knie. Madame Seroja wies Lucia zurecht und erklärte: sie solle sich schämen und daran denken, daß es ihr bei Beginn ihrer Tätigkeit ebenso ergangen sei. Sie war sehr nett zu Loni, zog sie in eine Nische, ließ ihr etwas zu essen bringen, sorgte dafür, daß Loni ungestört bis zum Abend schlafen konnte. In der kleinen, finsternen Küche tuschelten Lucia und die zahllose Köchin, das Mädchen für alles. Sie konnten Madame Seroja, die tat nichts umsonst. Die Kleine, die sie da irgendwo ausgegabelt hatte, würde die Attraktion der „Grünen Laterne“ werden.

Lucia lachte böse: sie sollte sich nur in acht nehmen, diese Kleine. Nach drei Gläsern Gin war sie, Lucia, imstande, ihr den Hals umzudrehen. . . . Inzwischen kamen die Gäste: Wastrosen, Werkstatteiter, ein paar Weiber, kleine Abenteuerer und harmlose Tölpelspieler. Sie tranken Schnaps, und ein paar Marrojen verlangten Absinth. Jaques und Ferry, die Kellerer, ließen dauernd zwischen dem Barstisch und den wackeligen Holzstühlen hin und her. Abby Goldern spielte einige tolle Chansons. Er war befoffen. Als die Seroja am Abend vorher dieses zarte Kind brachte, machte sein Herz ein paar tolle Sprünge. Das war unerhört, so etwas feines, Trauriges. Und was das Mädchen für Hüften hatte. Ganz schmal. . . . Wie die Seine sich in ihnen wogelten, wenn sie mit kleinen, kastigen Schritten an den Tischen vorüber gingen. Abby Goldern blieb in die Lasten, daß die Hän-

der die Weiber herrissen. . . . Donnerwetter. . . . Die Seroja war ja ein tolles Luder. . . . Was das Mädchen für Augen hatte. . . . Und die Hände. . . .

Und dieser Goldern war des Teufels. Spieltel verdammtes Zeug. . . .

Trich einem die Dipe zu Kopf. . . . Um vier Uhr morgens ließ Madame Seroja die eisernen Türen vor die Fenster legen. Abby Goldern mußte das Banjo nehmen. Jaques holte Sekt. Seit Monaten nicht vorgekommen. Lucia hatte über zweihundert Mark. Das meiste war natürlich für Loni bestimmt. Aber Lucia war gewandt und nahm alles, ebe Loni, ganz benommen von dem Trubel, ängstlich vor den wilden, glühenden Männergesichtern, die sich an den Barstisch drängten, begriff, daß das alles ihr gehörte. . . .

Um sechs mußten Jaques und Ferry mit Gewalt die „Grüne Laterne“ räumen. Abby Goldern verstaute sie in einer Nische. Madame Seroja streichelte Lonis müdes Gesichtchen und brachte sie selbst zu ihrem Zimmer, einem Verschlag unter der Treppe.

Als sie sich umwandte, sah sie Lucia unter der Treppe stehen. Ihre verkniffenen Augen starrten böse auf die Tür zu Lonis Zimmer. Madame Seroja machte kurzen Prozeß. Lucia erhielt einen Monatsgehalt, Madame Seroja war nicht kleinlich. Ad und zu belohnte sie jahrzehntelange Ausnützung.

Sie polsterte sich in den dunklen Flur und wartete bis Lucia gepackt hatte.

„Nach keine Gesichtchen, Lucia“, sagte sie, als sie die Haustüre aufschloß.

Lucia antwortete nicht. Sie sah geradeaus auf die schlecht erleuchtete Straße. Aus dem Morgendunst tauchten Rostern und Segel auf: der Hafen. Sie ging sehr schnell. Madame Seroja konnte ihr kaum mit den Augen folgen.

Gut, das war erledigt, auf eine angenehme Weise erledigt, dachte Madame Seroja.

Jetzt konnte man mit Loni beginnen.

Madame Seroja war mit sich zufrieden.

II.

Loni erzählt die Wahrheit.

Loni spürte aus einem jener zarten, mühseligen Kinderträume, die die jungen, halberwachten Menschen viele Nächte in phantastischen Tafein hüllen, einen Menschen neben ihrem Bett. Sie richtete sich in Halb Schlaf auf und starrte in die abgedunkelte Kammer. Da fakte eine Hand die ihre und streichelte sie sanft. Abby Goldern saß neben Lonis Bett. Abby Goldern war nüchtern. Die Seroja schlief. Es war keine Gefahr, daß man ihn entdeckte, wenn er zu Loni schlich. Zur Vorsicht hatte er die Schuhe unter den Arm geklemmt. Er mußte zwar noch nicht, was er Loni sagen würde, aber er war entschlossen, ihr auf jeden Fall die Wahrheit zu sagen.

Sein Herz schlug heftig. Das Mädel würde er nicht mehr los werden. Das sah in seiner armseligen Seele, die der Salon der Madame Seroja malträtierte.

Loni hatte ein bißchen Angst vor Abby Goldern. Er sah recht unordentlich und sogar verwegen aus. Aber seine Augen blickten gutmütig und beruhigend.

Abby Goldern setzte ein paar Mal zu sprechen an. Aber es war nichts.

Da meinte er, es sei am besten, mit der Tür ins Haus zu fallen. Und so erzählte Loni, was es mit der „Grünen Laterne“ und Madame Serojas „Salon“ auf sich hatte.

Aber sie schien es nicht zu begreifen. Madame Seroja war doch so nett zu ihr. Hatte sie nicht dieses prächtige Mädchen, die Lucia, hreswegen hinausgeworfen? War sie nicht wirklich gut zu ihr? . . .

(Fortsetzung folgt.)

und kapitalistische Produktionskostenberechnung unterscheiden sich also zunächst dadurch, daß jene die Kosten der Erhaltung der Arbeitskraft der arbeitslosen Arbeiter einschließt, diese nicht.

Das Ziel aller Rationalisierung ist die Senkung der Produktionskosten. Dem Unternehmer ist es aber immer nur um die Senkung seiner Produktionskosten, der Produktionskosten seiner Unternehmung zu tun, nicht um die Senkung der gesellschaftlichen Produktionskosten. Er kann seine Produktionskosten durch Maßnahmen senken, die die gesellschaftlichen Produktionskosten erhöhen. Eine solche Rationalisierung wollen wir hier eine Fehlrationalisierung nennen.

Die Fehlrationalisierung vergrößert den Profit des einzelnen Unternehmers, aber sie verkleinert den Reinertrag der gesellschaftlichen Gesamtarbeit. Sie erhöht die Rentabilität der einzelnen Unternehmung, aber sie senkt die Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit. Sie macht den einzelnen reicher und die Gesamtheit ärmer.

Kapitalistische und sozialistische Rationalisierung.

Das Ziel aller Rationalisierung ist die Steigerung der Produktivität der Arbeit. Ihre Steigerung ermöglicht es, gleiche Gütermengen mit einem immer geringeren Arbeitsaufwand zu erzeugen. Aber durch die Steigerung der Produktivität der Arbeit würde der Güterreichtum der Gesellschaft nur dann vermehrt, wenn die Arbeitskräfte, die infolge der Rationalisierung zur Erzeugung einer Gütermenge nicht mehr gebraucht werden, sofort zur Erzeugung anderer Gütermengen, sei es derselben, sei es einer anderen Gütergattung, verwendet würden. In der kapitalistischen Gesellschaft ist dies nicht immer der Fall. Vom Standpunkt kapitalistischer Kostenrechnung ist die Rationalisierung auch dann vorteilhaft, wenn die durch sie ersparten Arbeitskräfte durch längere Zeit unbenutzt bleiben.

So sehen wir in der kapitalistischen Gesellschaft die „technologische Arbeitslosigkeit“ der durch die Maschine „freigelegten“ Arbeiter; die Altersarbeitslosigkeit der Arbeiter, deren Arbeitskraft durch die Intensivierung der Arbeit vorzeitig erschöpft wird; die Saisonalbeitslosigkeit der Arbeiter, deren Arbeitskraft nur während eines Teiles des Jahres verwendet wird. Der Güterreichtum der Gesellschaft kann in der kapitalistischen Gesellschaft nicht in gleichem Maße steigen, wie die Produktivität der Arbeit wächst, weil die Steigerung der Produktivität der Arbeit der beschäftigten Arbeiter mit der gänzlichen Brachlegung vieler Arbeitskräfte verbunden ist. Stürzt die Rationalisierung einen Teil der Arbeiterklasse in die Not der Arbeitslosigkeit, so kann sie die Lebenshaltung des anderen, beschäftigten Teiles der Arbeiterklasse nicht in gleichem Maße erhöhen, wie sie die Produktivität seiner Arbeit erhöht, weil ein Teil des Arbeitsertrages der beschäftigten Arbeiter zur Erhaltung der brachgelegten, unbenutzten Arbeitskräfte verwendet werden muß. Schließlich erreicht die Rationalisierung einen Grad, bei dem der Zuwachs an Gütern, den die Gesellschaft der Steigerung der Produktivität der Arbeit der beschäftigten Arbeiter verdankt, zurückbleibt hinter dem Mehraufwand an Gütern, den die Erhaltung der durch die Rationalisierung brachgelegten Arbeitskräfte erheischt; sobald dies der Fall ist, wird der Reinertrag der gesellschaftlichen Arbeit durch die Rationalisierung nicht mehr vergrößert, sondern gesenkt.

Wird durch die Steigerung der Arbeitsproduktivität ein großer Teil der Arbeiterklasse in die Not der Arbeitslosigkeit gestürzt, so wird die Lebenshaltung des anderen, beschäftigten Teiles der Arbeiterklasse trotz der Steigerung der Produktivität seiner Arbeit nicht erhöht, sondern gesenkt, sobald der Reinertrag seiner Arbeit überwogen wird, durch den Mehraufwand für die Erhaltung der Arbeitslosen, der aus seinem Arbeitsertrag bestritten werden muß. So gerät im Verlauf des Rationalisierungsprozesses die Entwicklung der Lebenshaltung der Volksmassen in schreiendem Widerspruch zu der Entwicklung der Produktivität ihrer Arbeit.

Dieser Widerspruch ist das unabweidliche, unabweidbare Resultat des kapitalistischen Lohnsystems. Erst wenn an die Stelle der kapitalistischen Organisation der Gesellschaft die sozialistische und damit an die Stelle der kapitalistischen Kostenrechnung die gesellschaftliche reißt, wird die Gesellschaft den Produktionsprozess nicht mehr rationalisieren, um die dadurch ersparten Arbeitskräfte für lange Zeit brachzulegen, sondern nur dazu, um die in einem Produktionsprozess ersparten Arbeitskräfte in anderen Produktionsprozessen zu verwenden. Erst dann hört die Rationalisierung auf, eine Ursache der „technologischen“ Arbeitslosigkeit, der Altersarbeitslosigkeit, der Saisonalbeitslosigkeit zu sein. Erst wenn die Steigerung der Produktivität der Arbeit nicht mehr mit der Brachlegung von Arbeitskräften verknüpft ist, wird der Güterreichtum der Gesellschaft in gleichem Maße steigen, wie die Produktivität der Arbeit wächst. Erst die sozialistische Gesellschaftsordnung verwandelt die methodische Verwertung der Wissenschaft in allen Zweigen menschlicher Arbeit aus einer feindseligen Macht, die über unabhägliche Menschenschicksale vernichtend hereinbricht, zum friedlichen Mittel, den Wohlstand aller zu heben und die Arbeitsmühe aller zu erleichtern.

Rationalisierung und Kapitalismus.

So verschwendet der Kapitalismus in zweifacher Weise menschliche Arbeitskraft. Er verschwendet menschliche Arbeitskraft, indem er immer wieder Millionen Arbeitskräfte, die die Versorgung der Gesellschaft mit Gütern gewaltig verbessern könnten, für Monate, für Jahre völlig

brachlegt. Er verschwendet menschliche Arbeitskraft, indem er ständig Millionen Arbeitskräfte unproduktiv verschwendet: teils zum Bau von Produktionsmitteln verwendet, die, einmal hergestellt, überhaupt nicht oder doch jahrelang nicht verwendet werden können, teils in rückständigen Betrieben, mit veralteter Produktionstechnik benutzt, teils zu Verwendungen benutzt, die den Güterreichtum der Gesellschaft nicht mehr, sondern nur dem Konjunkturkampf eines Warenproduzenten gegen den andern dienen.

Die gemeinsame Quelle aller dieser Vergeudung der Arbeitskraft ist die Anarchie, die Planlosigkeit der kapitalistischen Produktionsweise: die Tatsache, daß die Gesellschaft die Erneuerung, Erweiterung und Vervollkommnung des Produktionsapparates nicht selbst nach gesellschaftlichem Plan regelt, sondern dem Profitstreben, der Spekulation, der Willkür der einzelnen Unternehmungen überantwortet. Diese Tatsache hat zur Folge, daß die Erneuerung, Erweiterung und Vervollkommnung des gesellschaftlichen Produktionsapparates immer wieder auf wenige Jahre konzentriert wird, um nachher für einige Jahre unterbrochen zu werden. Daraus gehen die Schwankungen des Geschäftsganges, der Wechsel von Rationalisierungskonjunktur und Rationalisierungskrise, der industrielle Jokus hervor, der die Quelle millionenfacher Vergeudung menschlicher Arbeitskraft ist.

Keine Verfeinerung der Konjunkturforschung, der Marktanalyse, der Planung innerhalb des einzelnen Werkes kann diese Quelle millionenfacher Unwirtschaftlichkeit verstopfen, solange nicht die Gesellschaft selbst ihren Produktionsapparat be-

herrscht und seine Erneuerung, Erweiterung, Vervollkommnung selbst nach gesellschaftlichem Plane regelt, nach gesellschaftlichem Plane auf die einzelnen Jahre gleichmäßig, auf die einzelnen Produktionszweige verhältnismäßig verteilt.

Die Rationalisierung steigert die Produktivität der Arbeit. Aber die Lebenshaltung der Volksmassen kann nicht in gleichem Maße verbessert werden, wie die Produktivität ihrer Arbeit steigt, solange der Ertrag der Steigerung der Arbeitsproduktivität immer wieder aufgezehrt wird, einerseits durch die Brachlegung von Arbeitskräften, die von der Gesellschaft erhalten werden müssen, statt sie zu erhalten, andererseits durch die unproduktive Verwendung von Arbeitskräften, die in hastiger, angestrengter Arbeit ihre Muskeln und Nerven verschleiden, ohne Gebrauchswerte, nutzbare Güter zu erzeugen.

Die Rationalisierung sucht die Arbeit durch die Wissenschaft zu befruchten, alle Quellen der Unwirtschaftlichkeit zu verschütten, die Produktivität der Arbeit zu heben. Aber in diesem Streben stößt sie auf die Schranken der kapitalistischen Gesellschaftsordnung. Es genügt nicht, die Produktionstechnik, die Arbeitsverfahren, die Wirtschaftsführung der einzelnen Betriebe, der einzelnen Unternehmungen zu rationalisieren. Die höchstmögliche Steigerung der Wirtschaftlichkeit fordert die Befreiung des gesellschaftlichen Produktionsapparates von den Fesseln, die die Gesellschaftsordnung selbst seiner Verwirklichung, der Verwissenschaftlichung seiner Verwendung und seiner Entwicklung aufzwingt. Sie fordert die Rationalisierung der Gesellschaftsordnung selbst.

Die Anarchie des bürgerlichen Denkens.

Für die bürgerliche Geistigkeit von heute sind nicht so sehr die Auffassungen der bezahlten Lobredner der kapitalistischen Gesellschaft charakteristisch wie gerade die jener Intellektueller, die zwar den ihnen liebgeordneten Boden der bürgerlichen Welt nicht verlassen können und die sich keine andere Kultur als die des Bürgertums, keine andere Lebensweise als die bürgerliche vorstellen können, die aber doch wenigstens die Auswüchse des modernen Industrielapitalismus sehen. Sie möchten diese Auswüchse operieren, bemerken aber nicht, daß es sich hier in Wahrheit nicht um die Geschwülste des kapitalistischen Körpers, sondern um tödliche Erkrankungen seiner Hauptorgane handelt. Ihre soziale Einstellung, ihre bürgerliche Denkweise hindert sie, jene Therapie vorzuschlagen, die allein helfen kann und vor der sie dennoch zurückschrecken: den Sozialismus.

Ein treffendes Beispiel für diese Art von bürgerlichen Ideologen ist der Prager Rudolf Koller, der ein Buchlein über ein Problem geschrieben hat, das für die europäische Politik noch Jahrzehnte seine schicksalsschwere Bedeutung haben wird, nämlich das Verhältnis Deutschlands zu Frankreich.^{*)}

Das Buch — das sei vorweg gesagt — ist geistvoll und amüsant geschrieben, sein Verfasser fördert manche originelle, den unkritischen Leser vielleicht verblüffende Idee zutage. Er kommt sogar zur Einsicht — und diese Auffassung wird sehr bestimmt und entschieden zum Ausdruck gebracht — daß an der kapitalistischen Wirtschaft vieles nicht in Ordnung ist. Was aber seine Anschauungen am meisten mangelt, ist die Geflossenheit der Auffassung, die durchgängige Einheitslichkeit einer sozialen Weltanschauung. So spiegelt das Buch die Zerrissenheit des bürgerlichen Denkens wieder und enthält neben vielem Richtigen so viel Falsches, daß es Mühe kostet, aus diesem Salat von Anschauungen, Ansichten und Bemerkungen die guten Broden herauszufischen.

Schon der Ausgangspunkt der Untersuchungen Kollers zeigt die Sonderbarkeit seines Denkens. In der Darstellung des Verhältnisses der beiden großen europäischen Kulturnationen, die seit tausend Jahren der Welt so große Kulturwerte gegeben und dabei drei Dutzend Kriege miteinander geführt haben, geht er bis auf Karl den Großen zurück, über den er die volle Schale seines Lobes und Zornes ausschüttet, als ob es ein politischer Gegner von heute wäre! Kollers Geschichtsauffassung geht dahin, daß die freien sozialen Verhältnisse am Hofe der Karolinger der Wunsch, den unehelichen Kindern der Könige Länder zuzuschänken, an der Entstehung eines deutschen und französischen Teiles des Frankenreiches Schuld trügen, ja daß die Eigenart der inneren Sekretion der Karolinger die eigentliche Ursache des deutsch-französischen Gegensatzes sind, daß die Sprachgrenze am Rhein nicht auf natürlichen Wege, sondern durch Familienkämpfe der Herrschergeschlechter entstanden ist. Selbst wenn dies die halbe Wahrheit wäre — was entschieden bestritten werden muß — warum hat sich dann die Teilung des Frankenreiches dauernd erhalten? Warum hat ein zweiter Karl der Große nicht wieder die beiden Teile zusammengefügt? Weil eben, so muß Koller entgegengehalten werden, die damalige Wirtschaft und der Verkehr so beschaffen waren, daß nur kleinere Reiche dauernd bestehen konnten und weil die wirtschaftlichen Verhältnisse die Menschen von damals nicht so eng verknüpften, daß aus West- und Mitteleuropa ein einheitliches Staatswesen hätte entstehen können.

Ebenso wenig Verständnis wie dem Mittelalter bringt der Verfasser auch den treibenden Kräften der Entwicklung des 19. und 20. Jahr-

hunderts entgegen, wenn er die Idee, „daß Staatsgrenzen und Bündnisse aus verwandten Deklinationen und Vokabeln entstehen müssen“ als den Zeitgedanken der Staatenbildung bezeichnet. Die europäische Staatenentwicklung im letzten Jahrhundert, die Bildung eines einheitlichen Deutschland und Italiens, die Entfaltung der Nationen nach dem Weltkrieg ist die Folge des Erwachens der Nationen, der politischen Demokratie, die seinerseits eine Begleiterscheinung der Entwicklung des Kapitalismus ist. Das sollte ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen von Kenners und Bauers Schriften doch wohl bekannt sein und man darf sich die Erklärung des Geschichtsverlaufes doch nicht so leicht machen.

Man darf auch — will man erst genannt werden — nicht so leichtfertig Beschuldigungen aussprechen, wie es Koller tut. So behauptet er, daß ein Teil der sozialistischen Führer Deutschlands nach der Novemberrevolution nur daran dachte, „sich persönlich zu bereichern“. Den Beweis schenkt sich Koller, großzügig wie er ist. Aber er gerät dadurch bedenklich in die Gesellschaft von Kommunisten und Sozialisten, deren Denken ebenso zerrissen und wenig einheitlich ist wie das seine. Einmütig sind sie alle nur im Gegensatz zur Sozialdemokratie.

Das alles aber soll nicht verhindern anzuerkennen, daß Kollers Buch reich an guten Partien und richtigen Gedankensführungen ist. Kollers Hauptansatz richtet sich gegen die deutschen Kartelle, die durch Ueberpreise aus dem deutschen Volk einen Tribut von jährlich mindestens 1700 Millionen Mark (13.600 Millionen Reichsmark) herauspressen, also fast so viel als die Jahreszahlungen nach dem Young-Plan (zwei Milliarden Mark) betragen. Deutschland wird also von seinen Kartellmagnaten ebenso verklaut wie von den Young-Gläubigern. Der größte Teil der Youngraten geht aber nicht in die Taschen des „Erbschänders“, sondern 1365 Millionen Mark werden an Amerika, d. h. an die amerikanischen Großkapitalisten entrichtet, die schon im Kriege an den Lieferungen die verdienten haben. Nicht Frankreich und England, sondern die deutschen Kartellmagnaten und die amerikanischen Großkapitalisten sind die wahren Feinde des deutschen Volkes. Die deutschen Kapitalisten haben das deutsche Volk erst durch die Inflation ausgeplündert und jetzt schröpfen sie es durch Kartellüberpreise — eine Ausbeutung, die den Vergleich mit dem Versaillesvertrag ganz gut aushält. Eine verkaufte nationalsozialistische Presse sucht diesen Tatbestand zu verdecken und den Haß des deutschen Volkes auf das französische abzulenkeln. Während die deutschen Kapitalisten einen Teil ihres durch Kartellwucher ergaunerten Vermögens dazu benutzen, um die nationalsozialistischen Intinthe der Massen auszubilden, sind sie mit dem anderen Teil ihres Kapitals in Dollars und holländischen Gulden gestücht. In den deutschen Sparbänken liegen nur unheilbar naive Dienstmädchen, Bürogehilfen, Friseurin und Bauern ihre Ersparnisse ein. Die Wissenden haben Schweizer Aktien, norwegische Elektrizitätszentrale, schwedische Hundehalsketten und Young-Anleihen im Ausland deponiert.“ (Koller, S. 85.) Diese Großverbrecher, gegen deren Vaterlandsverrat die Tat des Judas verbläßt, sind es nun, welche den Haß des deutschen Kleinbürgers auf das französische Volk richten. Aber nicht dieses ist der wahre Feind Deutschlands, ebenso wie das deutsche Volk nicht der Schädiger des französischen ist. Nicht jenseits der Grenzen liegen die wahren Feinde der Deutschen und Franzosen. Sie liegen mitten unter ihnen. Sie überschütten sie mit Refordlawinen von falschen Nachrichten über die angeblichen Feinde, sie rauben ihnen die klare Bestimmung,

Jugend, wir rufen dich!

Die sozialistische Jugend wirbt! Sie kämpft für den Frieden und gegen den Krieg. Sie haßt den Militarismus, der viele Tausende junge Burshen um viele Monate



der schönsten Lebenszeit bringt. Die Arbeiterjugend kämpft aber auch gegen den Militarismus, weil er die Voraussetzungen für neue, schreckliche Kriege in sich birgt. Wir fühlen uns mit allen arbeitenden Menschen, mögen sie welcher Nation, Rasse und Religion angehören, wie immer, brüderlich verbunden. Deshalb kämpfen wir auch gegen alle Einrichtungen, die das Glück der Menschen zerstören und unerbörliches Leid über die Erde bringen. Dieser Kampf muß von allen arbeitenden Menschen geführt werden und deshalb rufen wir euch: kommt zu uns, in den Sozialistischen Jugendverband!

Jugend, wir rufen dich!

um sie ungehöriger ausplündern zu können, in Frankreich durch großangelegte Vorkriegsmanöver wie den Duitre-Marsch, durch Vierzehner an Meer, Marine und Luftfahrt, in Deutschland durch maßlose Kartellpreise, durch eine imponierende Organisation gedruckter Blätter und durch die überbaurte Belieferung der riesigen Staatsbetriebe. Sie haben den Chauvinismus zu einer Kirche erhoben und stößen Baumstämme aus gegen die schlappen europäischen Gelehrten, gegen die Ungläubigen und gegen die Feinde. Wer in das Schimpfkonzept nicht mit einstimmt, ist ein Verräter an der Nation.“ (S. 111/112.) Eine solche Darlegung kommt hart an die Erkenntnis des Klassenkampfes heran. Ja, in einer Hinsicht kommt Koller zu einer nahezu unerschrockenen sozialistischen Anschauung, dort, wo er nämlich die Grundfragen des Nationalismus aufdeckt. „Achtundneunzig Prozent aller Menschen sind Bettler oder leben von ihrer Arbeit, zwei Prozent leben von ihrem Besitz. Bei den Wahlen stieg die sozialistische List mehr und mehr. So es zweifelsfrei, den Armen zu sagen: Begehrt Euch für den Besitz, den Ihr nicht habt, so verfechten die Organisationen der Kartellmagnaten auf den Gedanken, den Nationalismus zu subventionieren, um den natürlichen Haßgefühlen der geplogten Menschheit ein Ventil zu schaffen, durch das sie ihre Mißstimmung entladen können.“ Hier haben wir einmal von einem Mann, der eine bürgerliche Gestaltung stets offen betont hat, den Klassencharakter des Nationalismus darzulegen, der ein Damm sein soll gegen die sozialistische List, d. h. das Mittel, die bürgerliche Gesellschaft vor dem Aufsturm des Proletariats zu retten.

In dieser Erkenntnis tritt aber noch eine weitere — die das Interesse von Sozialisten noch mehr erregen wird — eine Erkenntnis, die Koller mit den Nationalökonomem Sombart und Bonn gemeinsam hat, nämlich mit der Stupis gegenüber dem Kapitalismus überhaupt. So wie Sombart vom Spätkapitalismus spricht und darlegt, daß der Höhepunkt der kapitalistischen Wirtschaft überschritten ist, so wie Bonn nachweist, daß der kapitalistische Marktmechanismus veriangt, so erfährt auch Koller die Resignation ob der jüngsten kapitalistischen Entwicklung: „Das, was man heute aber schon sicher weiß, ist, daß der deutsche Hochkapitalismus sich selbst aufgibt, indem er aus dem Unternehmerrisiko dezentriert und sein Heiß darin sucht, bei schlechten Konjunkturen der Allgemeinheit neue Opfer aufzuerlegen.“ Daß die einsichtsvollen bürgerlichen Ideologen am Kapitalismus zu verzweifeln beginnen, ist eine der bedeutsamsten Tatsachen der geistigen Entwicklung unserer Zeit. Alle Ehre dem Mute eines bürgerlich eingestellten Menschen, der die Zweifel an der Fortrefflichkeit der kapitalistischen Gesellschaft auf dem Markte verhandelt. Aber alle Kritik der Jucht dieser bürgerlichen Ideologen vor dem Belenntnis zum Sozialismus, der die Wurzel der Auswüchse des Kapitalismus, nämlich das Privatigentum, austreiben will. Zwischen dem Zweifel an Kapitalismus und der Angst vor dem Sozialismus schwankt die bürgerliche Wissenschaft hin und her. Die bürgerlichen Schriftsteller fahren auf jedem Schiff und sturmgepeitschter Woge. Der Hosen des Sozialismus befehlt für sie nicht. Deswegen sind für dem Untergang geweiht. E. St.

*) Rudolf Koller: Deutschland und Frankreich. München, R. Piper u. Comp. Verlag.

Warnung vor Ueberhöhung der Friedensverträge.

Eine interessante tschechoslowakische Stimme.

In der „Koska Zdobova“, einem von dem tschechoslowakischen sozialdemokratischen Abgeordneten Leo Winter herausgegebenen und vom Sekretär der „Demokratickeho S. Paktu“ redigierten Zeitschrift finden wir einen Artikel über die wirtschaftlichen und außenpolitischen Probleme, welche durch die beabsichtigten Friedensverträge aufgeworfen werden. Der Verfasser verbirgt sich unter dem Pseudonym „Sigma“.

Der Vertrag zwischen Deutschland und Oesterreich bedeutet nicht den Anschluß, da die politische Selbständigkeit beider Staatsorgane verbürgt ist. Auch wenn wir uns, nach dem Muster unserer Nachbarn, auf dem Standpunkt halten, daß dieser Vertrag, wenn er nicht der Anschluß ist, so doch zum Anschluß führt, würden wir vor der Ueberhöhung der Friedensverträge warnen. Kein Vertrag auf der Welt kann den natürlichen Gang der Dinge aufhalten. Der kluge Staatsmann bereitet sich auf diese vielfach traurige Möglichkeit vor; der unkluge Staatsmann wird sich auf einen Vertrag stützen, selbst wenn er zu keinem Schaden fähig ist, daß er sich nur auf ein Papier stützt. Und wenn wir auch zugeben würden, daß es über Einschränkungen der Signatarmächte wegen politischer Schwierigkeit nicht zum Vertrage käme, bleibt der Vertrag ein ernstes Moment für unsere Handelspolitik und für unsere auswärtige Politik, welche bisher ausschließlich nach Westen orientiert waren und dabei unsere wirtschaftlichen Interessen überließen, die hauptsächlich in Mitteleuropa liegen. Man hat jedes Kilogramm festgestellt, welches wir nach dem Westen ausgeführt haben und dabei haben wir auf tausende von Tonnen vergessen, die nach Mitteleuropa gegangen sind. Nicht einmal mit unseren politischen Verbündeten konnten wir uns solche Handelsverträge sichern, welche unsere Ausfuhr sichern und unserer Industrie Entwicklungsmöglichkeiten sichern würden. Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit an die Worte des verstorbenen Ministerpräsidenten Tausar, der schon damals aufmerksam gemacht hat, daß sich die tschechoslowakische Republik mitteleuropäisch orientieren müsse, weil sie einfach anderswohin nicht übersiedeln könne.

Wir glauben, daß die einzig mögliche Antwort der Tschechoslowakei auf den österreichisch-deutschen Vertrag grundsätzlich eine positive sein müsse. Wenn wir schon durch so viele Jahre die ausschließlich westeuropäische Orientierung verloren haben, wenn schon unsere Industrie infolge der kurzfristigen Politik unserer Banken und der selbstmörderischen Politik unserer Agrarier, welche sich mit der ganzen Welt vertrieben möchten, nur wenn sie ihre Hilfe haben (aus dieser Besatzung wird die Agrarpartei auch Zdobova mit seiner staatsmännischen Kundgebung für Mitteleuropa nicht befreien), soviel verloren hat, erlischt für uns aus dieser fatalen Lage, an der wir bis zu einem gewissen Grade selbst schuldig sind, die eine Erkenntnis und der eine Ausgangspunkt: sich rechtzeitig alle Vorteile sichern, welche uns im gegenwärtigen Augenblick überhaupt angeboten werden. Sonst werden wir uns in völliger Isolierung befinden, in einer Gasse, aus der wir nicht einmal mit Hilfe Frankreichs herauskommen werden.

Und noch an eines möchten wir gern erinnern: nun kommt die Zeit, da der Sozialismus den Rat einer eigenen wirtschaftlichen Konzeption zeigen muß, ohne Rücksicht, ob es jemandem gefällt oder nicht. In einer Serie von Artikeln haben wir bereits gezeigt, daß an der wirtschaftlichen Lage der Republik die Arbeiterklasse und mit ihr die sozialistischen Parteien interessiert sind. Entweder wird unsere industrielle Entwicklung aufwärts gehen oder wird der Sozialismus in diesem Lande einen Weggang erfahren und nichts wird ihn vor dem harten Zaun eines Landes bewahren, das verarmt und keine Arbeiterklasse nicht beschäftigen kann. Heute ist unsere Industrie in viel ärgerem Maße, als wir es selbst ahnen, vor die Schicksalsfrage des Seins oder Nichtseins gestellt. In dieser Zeit müssen die Sozialisten den Mut finden, die Frage richtig und im Interesse der gesamten Arbeiterbewegung dieses Landes zu lösen.

In einem zweiten Artikel, den er in einer andern Nummer veröffentlicht, kommt derselbe Verfasser noch einmal auf die für die tschechoslowakische Wirtschaft wichtige Frage zu sprechen, und schreibt:

Wenn wir die politischen und wirtschaftlichen Ursachen unseres unerfreulichen Zustandes bewerten, erkennen wir, daß es sich geradezu um den Bankrott der Politik des tschechoslowakischen Kapitalismus handelt. Unsere Industrien und Konsumgüter haben es zwar verstanden, von den notwendigen Opfern der Arbeiterschaft und von der Unterordnung unter die höheren Interessen des Ganzen zu reden, sie hatten den Mund voll von wirtschaftlichem Denken, aber da wo man tatsächlich in Fragen der wirtschaftlichen Zukunft des Landes handeln sollte, zeigten sie sich völlig unfähig. Die Diskussion über die österreichisch-deutsche Zollunion zeigt sehr anschaulich die Not- und Planlosigkeit, den Mangel an Ueberblick, an

Initiative und an Entschlossenheit unserer Produzentenkreise. Heute beginnt man von einem Wirtschaftskrieg zu reden, von Gegenmaßnahmen, aber niemand weiß, was nun, weil klare Pläne und Mut fehlen. Von Interesse ist, daß diese mit den gangbaren Auffassungen im tschechischen Lager noch übereinstimmende Meinung nicht vereinzelt auftritt. In ähnlicher Weise nimmt die tschechoslowakische sozialdemokratische „Koska“ und die von tschechischen Legionären herausgegebene Zeitschrift „Cin“ Stellung. Es ist schon zu begrüßen, daß die österreichisch-deutsche Zollunion in den Kreisen einzelner tschechischer Publizisten Gelegenheit gibt, die Richtigkeit der bisherigen tschechoslowakischen Außenpolitik zu überprüfen.

Beerlauf im deutschen Faschismus.*)

Von E. N. Schwarz.

Sieben Wochen sind ins Land gegangen, seit die „nationale Opposition“ dem übrigen Reichstage den unbeschreiblichen Gefallen erwies, die Stätte ihrer glorreichen Tätigkeit außerhalb des Wasserdampfes aufzuschlagen. Nach dem „Böhmischen Beobachter“ zu schließen, müßte Deutschland bereits Drittes Reich geworden sein. Der Ausgang sollte der Umbruch sein, der Markstein der Geschichte des nationalen Deutschland, er ist bis heute zu nichts anderem geworden, als was er von Anfang an für jeden Vernünftigen war: ein Dummensinnensspiel, dessen Effektivität nur schwer durch gesteigerte Dystonie der Nazipresse und der Eugenbergschreibmaschine verdeckt wird.

Alle Fanfaronaden, alle Diktatorge und Auf- und Abmarsche der Braunenden können über eine gewisse Bekommenheit nicht hinwegtäuschen. Der Aufwindung mußte die Tat folgen und die blieb aus, mußte ausbleiben, da sechs Millionen und etliche wildgewordene Spieler nach lange nicht die Macht sind, mit der man sich an die Kraft der Arbeiterklasse heranzuwagen kann. Hitlers Vegetationschwüre, die ihn ja außer dem Reichsgericht kaum jemand glaubt, sind der beste Ausdruck der Unsicherheit, die Deutschlands Rufführung letzten Entscheidungen gegenüber an den Tag legt. Die Tage der Münchner Operationenrevolution von 1923 dürften in Adolfs des Großen Herzen noch einige längliche Spuren hinterlassen haben. Kann man sich denn eine richtungslosere Politik vorstellen als Aufstellung von offensiv gedachten Kampftruppen, dann wieder Verflüchtigung, die Macht durch die demokratische Mehrheit zu erobern, dann wieder Auszug aus dem Parlament, Verlegung des Kampfplatzes außerhalb des Reichstages, Drohung mit dem Rumpfparlament, dann nichts, und deutlich merkbar, daß man nur einen guten Grund sucht, in den „Jugendrechtslog“ zurückzuführen, wofür man sich in der Erklärung, die den Auszug begründete, ein Hintertürchen offenhielt. Serenissimus Adolf soll ja auch gar nicht recht dafür geneigt sein, aus dem Reichstage auszuziehen, der kleine Göbbels hat ihn vor die vollendete Tatsache gestellt, als jener gerade damit beschäftigt war, die Hakenkreuzmuster auszusuchen, mit denen man nun im „Braunen Hause“ in Münchens Tisch und Bänke beschriftet. Hitler hat nachträglich die Idee, den Reichstag zu verlassen, als die seine erklärt, natürlich, denn in der NSDAP muß jede Weisheit dem Kopfe des Führers entsprechen. Es ist ganz so, wie es Weiland von Müllenberg, der zur Zuhörergruppe gehörende oppositionelle Nazi in seinem Buche „Adolf Hitler — Wilhelm III.“ schildert; Serenissimus Adolf tut stets das, was andere wollen, ein geführter „Führer“, aber darum Führer, denn der Mann ist wahrhaftig aus des deutschen Spielers Wunderhorn entsprossen.

Die Hitlerbewegung zeigt gegenwärtig unbestreitbar einen Beerlauf, die wortbräuhliche Dystonie desfaschizierter Mittelschichten hat sich aufgelöst, eine Bewegung, die nur motorisch denkbar, ist auf einem toten Punkte angelangt. Die Massen, die ihr am 14. September zu 107 Mandaten verholfen haben, kennen nicht die Geduld, die Beharrlichkeit, die Tugenden des Prole-

tarlates, das sind Leute, die sofort Erfüllung sehen wollen, daher der Jidokurs, daher das Erlinden stets neuer Attraktionen und Sensationen, um immer wieder die Fieberhitze zu erzeugen, ohne die der deutsche Faschismus nicht leben kann. Dabei an der Spitze ein Mann, der durch den Mandaratswuchs, durch die Ausschüß, höchst legal in einem Ministerposten zu landen, gefähigt ist. Ein Mann, der weder Pufferei ist noch sein kann, der nach Intellekt und Charakter noch weniger ist als dieser, der auch nicht jene historische Situation vorfindet wie dieser, nicht ein anarchohindufalistisch verneintes Proletariat, sondern einen eisernen Schutzwall der Demokratie, an der gemessen seine Kraft zu gering ist. Er mag es wohl bei aller großen Geste fühlen, daß die wahnwitzige Not unserer Tage allein ihm zu so viel Mandaten verhelfen konnte, daß es gilt, jetzt auf einem Gipfelstande der Bewegung sich in der Regierung festzusetzen, nicht anders als die Vorläufer seiner Partei, die Deutschnationalen 1924, im Jahre der Stabilisierungskrise.

Ihn nicht zur Macht gelassen zu haben, ist das historische Verdienst der Sozialdemokratie. Nicht wenige gab es, die nach dem 14. September glaubten, alle Diktator heilen zu können, wenn man die NSDAP einfach einmal probeweise an die Macht läßt. Da hätte sie zeigen müssen, daß sie ebenso nicht aufrüsten kann wie die anderen, ebenso Jounalisten zahlen, daß sie aber wirtschaftlich das Chaos nur vergrößern konnte. Eine Pferdekur, jähwoll, meinten viele, aber eine gründliche. Nun zeigt es sich, wie richtig es war, aller Eintagspopulartät zu Troge die „nationale Opposition“ von den Mittelparteiern zu isolieren, mit Jöhnen und Rägeln an Machtapparate der Deutschen Republik festzubalten. Gewiß hätte sich Hitler politisch abgemüht, ob es aber noch einmal demokratische Wahlen gegeben hätte, in denen man ihn erledigen konnte, war mehr als fraglich. Einmal in der Reichsregierung oder gar in der Preußenregierung, dann hätte er und die seinen die Hand an der Reichswehr und an der Staatspolitik gehabt. Heids und Franzens Beispiel in Thüringen und Braunschweig zeigte, wie dann gewirtschaftet worden wäre. Dann hätte er seine SM. mit einem Male durch Anschluß an die legalen Machtmittel auf ein vielfaches steigern können und dann war im entscheidenden Augenblicke auch der Erfolg eines Generalfreies wie zu Kapps Zeiten recht zweifelhaft.

Die Gefahr, die für die deutsche Demokratie noch immer von Seiten der äußersten Rechten droht, darf gewiß nicht unterschätzt werden. Zur Zeitbedingte gesteigerte Bedenklosigkeit in den militäntamen Massen der Hitlerbewegung kann im Verein mit bewusster Hinarbeit der Kommunisten auf den großen Klamauk noch immer allerhand anstellen. So lange aber die deutsche Sozialdemokratie die Hand nicht selbst vom Dabel der Macht nimmt, allen Verleumdungen zu Troge, so lange bleibt die deutsche Republik demokratisch und antifaschistisch. Die deutsche Sozialdemokratie verschmäht bewußt Augenbildslerberezen, Wählerstimmen der Aufgepuschten. Sie weiß, daß sie damit eine historische Mission erfüllt, die Demokratie, den Atemraum der Arbeiterklasse gegen deren Todfeinde verteidigt zu haben, jenen Lebensraum, in dem die Verklügten allein an den Bau des Sozialismus schreiben können. Das wird ihr dereinst Dank und Gefolgschaft des gesamten Proletariates sichern.

Die Redaktion.

Genosse Bedyné 50 Jahre.

Am kommenden Dienstag wird Genosse Bedyné, der gegenwärtige Ernährungsminister und Stellvertreter des Ministerpräsidenten, 50 Jahre alt. Der Führer der tschechischen Sozialdemokratie, der Sohn eines Eisenbahnbeamten aus Rymburg, hat als Schlosser und Fabrikarbeiter vor 20 Jahren in Wien von der Hölle auf begonnen; im Jahre 1901 übersiedelte er nach Prag, wo er in der Böhmisch-mährischen Maschinenfabrik arbeitete. Zwei Jahre später finden wir ihn bereits in seinem Lebensberuf, dem er von da an treu blieb, als Redakteur eines mehrsprachigen Lokalblattes der tschechischen Nationalsozialisten. Bei dieser Partei hat nämlich Bedyné seine politische Laufbahn begonnen.

Doch schon 1905 trat er der tschechischen Sozialdemokratie bei, die ihn bereits im Jahre 1911 für den Csmäjer Wahlkreis in den Reichsrat entsandte. Im Weltkrieg war Genosse Bedyné sechs Wochen wegen Hochverrates in Untersuchungshaft, worauf er an die Ostfront „eintrürend gemacht“ wurde.

Nach dem Umsturz, der ihn in Wien traf, wurde Bedyné Mitglied des Nationalausschusses und der Revolutionären Nationalversammlung; im Jahre 1919 kam er als Redakteur des „Pravo Lidu“ von Prag nach Prag. Als Vorsitzender des Abgeordnetenausschusses der tschechischen Sozialdemokratie, später als „Beifa“-Mitglied und ab 1922 als Unterrichtsminister in der ersten Regierung Soehla fand Bedyné von da an immer im Brennpunkt des politischen Lebens. Nach kurzer durch Krankheit verursachter Unterbrechung ist er Eisenbahnminister im zweiten Kabinett Soehla; als Stellvertreter des Ministerpräsidenten überreicht er im März 1926 die Demission der alsnationalen Regierung, die über die agrarischen Forderungen auseinanderging.

In der Folgezeit ist Bedyné einer der schärfsten Widerlächer des Bürgerblocks, andererseits einer der überzeugtesten Anhänger einer engen Zusammenarbeit der tschechischen und der deutschen Sozialdemokratie, die an der jahrelangen Entfremdung beide wahrlich genug gelitten haben. Daß diese Entfremdung weicht, zusammengehöriges sich wieder findet und eine neue Aera des Kampfes Schulter an Schulter gegen die „Herrenkollktion“ anbricht, daran hat Bedyné den Löwenanteil. Auf dem Emshover Kongreß, wo er eines der Hauptreferate erstattet, danken ihm froh und bewegt auch die Vertreter der deutschen Arbeiterklasse, deren Herzen er im Nu gewonnen hat.

Die fast gangstläufige Entwicklung, die die sozialdemokratische Politik in diesem Staate seit der gewonnenen hat, die Uebernahme der Mitverantwortung nach den staggelnden Wahlen des Jahres 1929 hat Bedyné wohl am Karsten und frühesten von allen vorausgesehen, instinktiv vorausgesehen. In den langwierigen Verhandlungen anlässlich der Regierungsbildung ist er so recht in seinem Element. Er führt mit Kampf die Verhandlungen so lange, wie und unerträglich, bis Udrákal der Partei widerwillig die entsprechende Position in der Regierung einräumt; als die Mitarbeit der deutschen Sozialdemokratie an der Vortekselfrage zu scheitern droht, wölft Bedyné den Ausweg: Er tritt das Fürsorgeministerium der deutschen Sozialdemokratie ab, wird Ernährungsminister und Stellvertreter des Ministerpräsidenten.

Hier hat er bis heute Gelegenheit mehr als genug, sein starkes Unterhändleralent zur Geltung zu bringen. Mit heiterer Miene und humorvollem Witz, der von Mund zu Mund kolportiert wird, jedoch mit der ganzen Schärfe und Festigkeit eines Menschen, der weiß, was er will, der aber auch mit sicherem Gefühl, wie weit sein Gegenpieler beiseitfalls gehen kann, weiß er die Grenzen des unermesslichen Kompromisses haarscharf stets dorthin vorzuwerlegen, wo für den andern die gefährliche Zone des „Unannehmbor“ eben anbricht. Wer ihn persönlich kennt, muß ihm gut sein.

Die deutsche Arbeiterklasse, die heute den jugendlich-frischen Jubilar beglückwünscht, weiß, daß sie in Bedyné einen warmen Freund hat, dem sie für vieles Dank schuldet; mit der Gratulation verbindet sie den unverfälschten Wunsch, daß sie dem Genossen Bedyné auch in der Zukunft noch viel, recht viel zu verdanken haben wird!

Kleine Geschichten.

Von Hans Bonheiter.

Der Umweg.

Alle Tage gehe ich den gleichen Weg zur Arbeit und alle Tage treffe ich eine Menge Arbeitsfrauen, die zu ihrer Arbeitsstätte gelangen wollen. Aber ich sehe, daß der Weg, den sie gehen, nicht ohne Umweg zu ihrer Fabrik führt. Und da ich einmal neugierig bin, so plaze ich den Frauen gegenüber mit der Frage heraus:

„Ihr vertritt euch heute wohl? Eure Fabrik ist doch dort unten.“

Da geht ein feines Lächeln über das zerarbeitete Gesicht einer alten Mutter.

„Ja, wissen Sie, wir machen gerne den kleinen Umweg. Sehen Sie denn nicht, wie die Sonne lacht und wie schön der Tag ist? Wir haben dann noch viele Stunden in der muffigen Fabrik zu sitzen!“

Und eine Kommeradin fügt hinzu:

„Ja, wir müssen in die Fabrik, müssen in den Spalten, um es unierem Herrn Chef zu ermöglichen, mit seinem Auto grademwegs in die Sonne zu fahren.“

Rach sind die Arbeiterinnen vorüber und

mit ich so über die kleine Episode nachstare, da weiß ich, dieser Weg, wenn er mit diesen Gedanken verläuft wird, ist gar kein Umweg.

Rur so fort. Er fährt geradezu in die Sonne.

Sport.

Ein kleiner Sattlerlehrling steht vor dem Arzt. Da Augen hat er ein wenig anglich und erwarungsvoll auf den bärtigen Mann vor sich gerichtet, während sich die schwächliche Prust hastig hebt und senkt. Man braucht keine großen medizinischen Kenntnisse, wenn man den abgejagten Körper vor sich sieht und das hohle Gucken des Jungen hört.

„Dir fehlt mehr Bewegung in frischer Luft. Bergtrogeln im Sommer und Radfahren; Sport brauchst du.“

Dabei beugt er sich auf die Lippen, denn fast hätte er hinzugefügt: Und viel Milch und Butter und Eier. Aber er hat sich bescheiden gefehmt in den langen Jahren der Praxis unter den armen Leuten. Was eben nicht sein kann —

„Wo jetzt kommt die schöne Zeit; die mußst du ausnützen.“

Das ist seine letzte Ermahnung. Dabei klettert sich der Junge eilig an.

„Für den Husten schreib ich dir was auf.“

Der Beherling nimmt das Rezept, dankt wortlos und geht. Am Abend trifft der Optor den Jungen wieder. Der ist in Gesellschaft eines zweiten vor einen Pfua gebannt, während ein älterer Mann in grüner Schürze die Hölzer hinten niederdrückt. Was nahe an die Straße haben sie die Furche gezogen, auf welcher der Arzt auf seinem Rade vorbeifahren.

Der Junge hebt gerade seinen Kopf, bleibt stehen und verschluckt einen Moment, so lange, daß der Doktor doch seinen Balkenten von früh erkennen kann. Er hat nicht Zeit, ihn anzusprechen — hat noch drei Besuche zu machen. Aber im Weiterfahren murmelt er in seinen Bart: „Sport.“

Worum er ihn beneidet.

„Weißt du, Willi, Willi hat's doch schön. So weite Soien hat er und Beine so hübsch kurz abgeriffen. Und dann darf er immer mit bloßen Füßen laufen und mit nachtem Oberkörper. Ja, ja, nicht einmal ein Demd braucht er anzuziehen. Wie das schön sein muß in der Hitze!“

Mit diesem Querschnitt kam einmal mein Junge beim und schmeckte sich fast weinend in die Falten meines Kleides.

„Und dann — denk dir nur: Er braucht auch gar nicht achtzugeben auf sein Gewand. Wenn er sich ein Loch in den Kermel gerissen hat — weißt du, was der dann sagt? Macht nix! Tut nix! Und die Schnupfäden legt man gar nicht in seiner Hufe. Ach, wenn ich's doch auch so schön hätte!“

Den Schmerz, den er sich da zulegt, von seiner Seele reißer, glaube ich ihm aus's Wort. Ja, so ist die Jugend einmal. Aber ich beschloß doch bei mir, den besagten Willi einmal näher anzusehen. Das Herz brachte sich mir im Beide um: Die Hufe war freilich schön weit und lustig; denn sie war ein Erbstück von seinem großen Bruder, das Willi nun ausstrogen mußte. Sie war einmal lang gewesen. Die Hufebeine waren unten abgeriffen und die Mutter hatte noch keine Zeit gefunden, sie einzusäumen. Und mit dem Oberkörper durfte er nicht gehen, sein Hemd plagte ihn bei der Hitze.

Man sagte mir's dann später auf meine neugierige Frage:

„Weil ihm das alle in Hagen vom Leibe gefallen und ihm die Mutter einfach kein neues laufen konnte.“

Das erzählte ich meinem Jungen, der davor doch nicht aufhörte, den Glücklichen zu beneiden.

Aus dem Leben eines Barmädchens:

Wir beginnen heute im Roman mit dem Abdruck einer Novelle "Aus dem Leben eines Barmädchens". Der Autor (oder die Autorin?) G. Scholz spricht bescheiden von einem "Bericht". In Wahrheit ist diese Arbeit eine ausgezeichnete Erzählung oder Novelle, aus dem Leben gegriffen, spannend, aktuell, menschlich warm, Zeugnis modernen Fühlens und Denkens. Ohne im unfeindlichen Sinne tendenziös zu sein, richtet sich diese Erzählung in ihrer Gesinnung gegen den Abtreibungsparagraphen, der wie in Deutschland so überall unermessliches Leid verschuldet hat und weiter verschuldet.

Wir sind überzeugt, daß unsere Leser und Leserinnen an dieser feinen sozialistischen Erzählungskunst viel Anteil nehmen werden.

Ostern und proletarisches Singen.

Was haben wir Proletarier mit dem Osterfest gemein? Welche Beziehung kann bestehen zwischen Ostern und dem proletarischen Singen?

Die christliche Lehre von der Auferstehung eines Heilandes aus den Hellenmauren seines Grabes geht zurück auf die Sage von der Göttin Ostara, der Frühlingsbringerin und Erweckerin der Fruchtbarkeit. Diese Sage wiederum wurzelt in viel älteren altheidnischen Mäthen, die alle entstanden sind aus dem — man kann sagen — dichterischen Verlangen der Menschen, alle sich regelmäßig wiederholenden Erscheinungen der Umwelt in sinnlich begreifbare Vorstellungen zu übertragen; das Ueberlebensgroße, Unerklärbare zu deuten durch Analogie aus dem Erfahrungskreis des Erlebten. Je weiter nun naturwissenschaftliche Erkenntnisse die Mäthel im kosmischen Geschehen entschlüsseln, desto weiter entfernen sich die symbolischen Auslegungen von ihrem Ursprung. Sie wurden zur selbständigen Legende, verschwanden, tauchten in geänderter Form wieder auf, verbanden sich miteinander und erstarrten schließlich zum Dogma, zur gebundenen Glaubensregel, die ihren neuen Inhalt erst wieder empfing aus dem bewußten Vorstellungskreis bestimmter, weltanschaulich bedingter Gottesbegriffe.

Mit ihnen — mögen sie aus der christlichen Lehre stammen oder dem Mythos des Heidentums entnommen sein — haben wir Proletarier nichts gemein. Wir haben es längst aufgegeben, diese Welt als ein von irgendeinem Schöpferwillen konstruiertes Geschehen zu betrachten und ein hinter Wollen thronendes Jenseits mit Gottheiten zu besiedeln, die erhalten und zerstören, begnadigen und verurteilen. Wir lehnen es ab, dieses irdische Dasein geduldig hinzunehmen als eine durch Leid läuternde Prüfung, die uns ein ewiges Heil erwerben soll. Wir haben gelernt, die Erde mit der nüchternen Klarheit des Materialismus anzuschauen und unser Leben abzugrenzen mit dem Maße nicht göttlicher, sondern menschlicher Gesetze.

Aber hinter allen Formen gläubiger Gebundenheit — vom Pantheismus der Heiden bis zum Monotheismus des Christentums — ist etwas von den oben genannten symbolischen Umdeutungen lebendig geblieben: etwas Unveränderliches, etwas Ewiges, wir dürfen es ausdrücken: etwas wahrhaft Religiöses! Es ist das Gefühl, das den einzelnen empfinden läßt, daß er ein Teil eines kosmischen Organismus ist; daß er mit diesem verbunden bleibt; daß er von ihm abhängig ist. Es ist das Gefühl, daß der Mensch eingeordnet ist in den unerschöpflichen, unmeßbaren Wechsel von Werden und Vergehen, Leben und Tod, Sterben und Auferstehen; daß auch sein mikrokosmisches Dasein bestimmt wird von den unenträtselbaren Gesetzen und Kräften, die Leben erwecken und Leben auslöschen... um das Lebende in seiner mikrokosmischen Größe zu erhalten.

Dieses Gefühl des Eingeordnetseins in einen gewaltigen, wohl von Ewigkeit zu Ewigkeit reichenden Prozeß der Lebenserneuerung hat die Menschheit begleitet durch die Jahrtausende der Entwicklung. Es überwindet die Enge und Kleinheit vergänglichster Erdgebundenheit und erlebt seine feierlichste Steigerung in neuen Augenblicken, da jener Prozeß in den Erscheinungen der Umwelt offenbar wird. Ganz besonders natürlich in der Zeit, da sich der Winterwinterscher Stille löst und die Erde „aufersteht“ mit aller Strohhaftigkeit neuen, Licht und Kraft spendenden Lebens.

Entseffung gebundener Kräfte; jubelnder Triumph eines zur Beziehung des Daseins entschlossenen, schöpferisch starken Willens; ein aus ungeschätzten Energien zur Entfaltung drängendes, alles Maße erweidendes „Werde!“ — das ist der Inhalt eines von jeder konfessionellen Begrenzung losgelassenen, allgemeinem menschlichen Osterglaubens.

Ostern! Das ist gesteigertes Lebensgefühl! Es ist die Zuversicht, daß aus Ruinen neues Leben erblühen muß! Gerade die Klasse der

proletarischen Menschen sollen aus diesem mit dem kosmischen Geschehen verbundenen Auferstehungsglauben neue Kraft schöpfen für den Kampf um andere Formen des Lebens. Die mit allem Zauber ewiger Jugend aus der Todesnacht des Winters erstehende und zu schöpferischen Fruchtbarkeit sich bereitende Erde soll als Beispiel angesehen werden dafür, daß die schaffenden Menschen die nicht mehr zeugungsfähige Gesellschaftsordnung überwinden und die Gesamtmenschheit erlösen werden im Sozialismus: der Auferstehung des wirtschaftlichen und geistigen Lebens, aus dem Baum des Kapitalismus.

Sozialismus, der Glaube an ihn, das stolze Gefühl, ihm dienen, für ihn schaffen zu können — das ist proletarischer Osterglaube! Er sucht — wie jedes gesteigerte Lebensgefühl — seinen Ausdruck in allen Formen der Kunst und spricht am eindringlichsten zu uns in der Musik, im Gesang. Jede Berührung sozialistischen Denkens mit den Erscheinungen des Weltgeschehens sind festlich gesteigerte Erlebnisse, die sich nicht mehr im Worte mitteilen können, die ihren gesteigerten Ausdruck verlangen im Lied. Es wäre daher nur ganz richtig, wenn überall, wo proletarische, vom Bewußtsein ihrer Klassenaufgabe durchdrungene Menschen beisammen

sind, Osterfeste veranstaltet würden mit Musik und Gesang.

Jam großen, überwältigenden Erlebnis könnten solche Osterfeste freilich erst dann werden, wenn die im gleichen Glauben geschlossene Verbundenheit des Proletariats Ausdruck finden könnte in der Macht des Massenchores, der nicht mehr hunderte, sondern tausende von Sängern vereinigt.

Die Voraussetzungen für ein solches, in seiner künstlerischen und werbenden Wirkung hinreichendes Bewußtwerden der Masse sind schwer und nur sehr selten zu schaffen. Mit um so mehr ungeduldiger Erwartung schauen wir den Tagen vom 27. bis 29. Juni d. J. entgegen, da das 2. Bundes-Sängerfest des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes in Bodendorf die so lange entbehrte Gelegenheit geben wird, den geschlossenen kämpferischen, künstlerischen und kulturellen Willen des Proletariats zu erleben im ganz großen Massenchor. Dieses Fest wird im Sinne der vorangehenden Ausführungen auch Proklamations des proletarischen Osterglaubens sein: des Glaubens an die Auferstehung der neuen, klassenlosen Welt nach Ueberwindung der absterbenden Formen durch den die Welt zu neuer Fruchtbarkeit erweckenden Sozialismus! Ernst Thöner.

Kulturkampf der Arbeiterjugend

Welchem Zweck öffentlicher Betätigung lieh sich im Laufe ihrer Entwicklung zuwenden würde, das wurde der sozialistischen Arbeiterbewegung gewiß nicht prophetisch an der Wiege vorgehalten. Daß der Kampf um die wirtschaftliche Besserstellung der Arbeiter, der Kampf um die poli-



tische Macht im Staate sich sehr rasch erweitern und alle Gebiete des öffentlichen Lebens erfassen würde, das wurde mit jedem Tage mehr erhärtet, mit dem die Zeit an das Heute heranrückte und die Geistigkeit, mit der die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft Welt und Menschen, Staat und Politik und Kunst führte, zur Banalität verfiel. Je mehr die einst hohe bürgerliche Kultur zu einem Geschäftsspiel schäbiger Gewinninteressen wurde, desto mehr mußte die Arbeiterjugend, die eben erst, jagdhaft und tollpöcklich jugendlich, an die bisher den Reichen verschlossenen Kulturgüter herantrat, zu deren Anwalt werden. Je mehr die Kunst im Interesse geschäftsmächtigster Geldgeber zur Pöbelware herabfiel, die für das „niedere“ Volk gerade gut genug schien — eine Erscheinung, die z. B. beim Film schon zur Zeuße wird —, desto mehr mußte die Arbeiterjugend, die ihr organisatorisches Geschick in heftigen politischen Kämpfen und in harten wirtschaftlichen Kämpfen schon bewiesen hatte, den organisierten Kampf gegen diesen Verfall aufnehmen: daß unsere Kinder in der Schule lernen und die Wissenschaft nicht zu einem Kalkulationsfaktor erfolgreicher Bilanzen, daß die Kunst nicht zum Geschäft und der Geist nicht zur Ware werde.

Die Arbeiterjugend, die für eine neue Weltordnung kämpft, hat allerdings keine Ursache, den „Kampf“ zu spielen. Es kommt gar nicht darauf an, unbedingt alles — und sei es einstens auch noch so groß gewesen — durch die Schlammflut der Gegenwart zu den bekannten neuen Ufern hinüberzuführen. Die sozialistische Bewegung soll und will nicht der Konkurrenzmasseverwalter der bürgerlichen Kultur sein! Die Welt und mit ihr die Menschen sind heute anders und selbst das Allermenschlichste hat sich so geändert und wird in nächster Zukunft noch immer wieder anders aussehen, daß uns darüber die Meinung auch der größten Geister früherer Zeiten nur mehr wenig nützen wird.

Und in der Tat! Der von der Arbeiterjugend ausgehende und von ihr organisierte Kulturkampf zeigt deutliche Tendenzen: die bürgerliche Intelligenz sobald als möglich zu liquidieren, zu retten, was über die Reiten hinweg an Wert behält, und vor allem aufbauen, was unsere Zeit an neuen Werten hervorbringt. Das letztere ist wohl das Bedeutungsvollste. Schwere, mühevollle Aufbauarbeit wird es sein, die aber unter allen Umständen und mit derselben Zähigkeit geleistet werden muß, mit der die Arbeiterjugend noch immer ihre Erfolge errungen hat: Aufbau einer neuen Kultur, die die Geistigkeit einer neuen Zeit heute schon repräsentieren soll.

Der Kulturkampf ist entdramatisiert und auf allen Gebieten, in Wirtschaft und Politik, in Kunst und Wissenschaft, beim Theater, beim Film und in der Architektur, ja selbst in der Körperkultur scheiden sich die Geister. Was Wunder, wenn in diesem Kampf die Jugend voran ist! Wunder!? — Eigentlich ja. Wenn man sieht, wie der letzte Schand einer — nebbich — Weltanschauung, den die bürgerliche Gesellschaftsordnung als typisch krankhafte Alters- und Verfallserscheinung noch hervorgebracht hat, die Jugend an sich zu fetten vermag, wenn man sieht, wie der Faschismus die Massen junger Menschen zu seinen Anhängern macht, obwohl er keinen anderen Inhalt hat, als Kultur und Geist durch Brutalität, Rombdium und Größenwahnsinn zu zerstören, wenn man sieht, wie er die Kostlosigkeit der Jugend, im Leben fortzukommen, dazu benützt, die (die Jugend) an der Blattheit einfacher Redensarten zu berauschen, — dann ist es wirklich gar nicht mehr so selbstverständlich, daß die Jugend den Kulturkampf für eine neue Zeit führt. Aber die Jugend ist auch noch da! Sie findet sich in den starken Organisationen der sozialistischen Arbeiterjugend, die nicht nur Ziel und Weg der neuen Kulturarbeit klar vor sich sehen, sondern durch die schon seit ihrem Bestehen geübte Bildungs- und Erziehungsarbeit auch eine gewisse Erfahrung für den immer bestiger werdenden Kulturkampf zwischen der bürgerlichen und sozialistischen Welt erworben hat.

Mit einfacher Bildungsarbeit, die sich nicht selten auf bloße Wissensvermittlung reduzierte, hat es angefangen; in dem großen Erziehungsweck ging es weiter, das von dem Gedanken ausging, daß es nicht darauf ankomme, den jungen Arbeitsmenschen so und so viel Wissenschaft beizubringen, sondern daß es darum geht, auch den Charakter der Menschen zu bilden und — zu ändern. Nicht nur mit dem Gedanken, sondern auch mit ganzem Herzen sollte der junge Mensch der Arbeiterbewegung und damit dem Kampf für eine neue Kultur gewonnen werden. Und der Erfolg ist heute schon weithin sichtbar: Unmittelbar aus der Arbeiterbewegung — besser aus der Arbeiterjugendbewegung — ging, deutlich sichtbar vor allem in Deutschland und in Rußland, eine neue Dichtergeneration hervor, die sich nicht nur einen Platz an der Sonne erworben hat, sondern die der Sonne heute schon weit näher steht, als das langsam verkommene Schristium des Bürgertums. — Das ist der weithin sichtbare Erfolg der Kulturarbeit der sozialistischen Arbeiterjugendbewegung. Aber ebenso gewaltig sind die Erfolge, die in nimmermüder Kleinarbeit an den tausend und aber tausend jungen Menschen selbst errungen wurden. Soll man die vielen Arbeiterburischen erzählen lassen, deren Leben durch die sozialistische Jugendbewegung erst einen Inhalt erhalten hat, die aus der gedankenlosen Gleichgültigkeit, in die sie die Verzweiflung am Leben getrieben hat, herausgekommen sind, Zuff, brutale Vertiertheit und Mißlich — und was sonst Vorfälle mit den Lehren der Unterdrückten gemeint hat — von sich geworfen haben, wissende Menschen und weil sie denken und sich selbst ein Weltbild schaffen können, wertvolle Kämpfer für den Sozialismus geworden sind?

Heute schafft die sozialistische Arbeiterjugend überall, wo es ihre Organisationen gibt, in zahlreichen Vorträgen, Schulen und Kursen das geistige Material für den weiteren Kampf, heute gestaltet sie die großen Feste der Arbeiterjugend, schafft eine neue Kunst und läßt neues, heutiges und zukünftiges Leben in neuer Form auch auf den Brettern, die schließlich immer noch die Welt bedeuten, erscheinen.

Sozialistischer Kulturkampf! Gewiß wird er nicht von der Jugend allein geführt. In vielen anderen proletarischen Organisationen wird ebenso wertvolle Kulturarbeit mit den gleichen Erfolgen geleistet. Aber die Jugend hat dieses Arbeitsgebiet der sozialistischen Bewegung erschlossen. Weil sie sich am leichtesten vom Ueberbrachten losreißen kann — und das zu können, ist die erste Voraussetzung dazu, Neues zu schaffen —, wird sie auch ferner voranzutreiben. A. Sch.

Schneibergehilfen Achtung!

Wegen der bevorstehenden Lohnbewegung ist Marienbad und Karlsbad für alle Schneibergehilfen gesperrt. Wir bitten, dies zu beachten und strengstens durchzuführen. Sperrbrecher werden wie Streikbrecher behandelt.

Tagesneuigkeiten.

Rundend reißt der Hohetag

Breite deine Krone aus,
Breite dein Geiß!
Wachstum deiner Wesen:
Sei dir Hauptgeiß!

Stiert die Welt auch gleichgültig
Um den Högen Gold,
Wirst sie jeden Bräunen zu,
Der aus Argwohn quillt;

Bist ein Herz nur hohlen Hohn,
Bist nur Krämergeiß:
Kommt so klingen Blat dedu:
Das dies Recht beweist?

Welt ins Wahre wache du
Unbeirat und bereit,
Rundend reißt der Hohetag,
Der dem Wahren zeugt!

H. Ernst.

Managua vom Feuer verzehrt.

Dynamit statt Wasser zum Löschen.

Managua, 4. April. Der im Verlaufe des Erdbebens ausgebrochene Brand ist noch immer nicht gelöscht und verschlingt und vernichtet alles Uebriggebliebene, das von der verwüsteten Stadt noch zu sehen ist. Das Wüten des verheerenden Elementes wird hauptsächlich dadurch unterstützt, daß nunmehr nach der langen Dürre und Trockenheit alles ausgetrocknet ist und außerdem noch die schädliche Wasserleitung an vielen Stellen stark beschädigt ist, so daß die amerikanischen Marinesoldaten und die amerikanischen Matrosen die Flammen bloß mit Hilfe von Dynamit bekämpfen können.

Die amerikanischen Staatsbürger verlassen das verwüstete Gebiet in Flugzeugen, die ihnen einerseits von der Panamerikanischen Luftverkehrsgesellschaft, andererseits von amerikanischen Luftfahrtministerien entgegengebracht wurden. Nach Corinto wurden bereits etwa 200 Frauen und Kinder amerikanischer Besitze gebracht.

In der verwüsteten Stadt Managua und im ganzen Bezirke wird der Belagerungszustand sowie auch das Standrecht streng eingehalten. In den Straßen patrouillieren Abteilungen der Nationalgarde zusammen mit amerikanischen Marineeinheiten, um eventuelle Diebstähle und Plünderungen hintanzuhalten. Die Nationalgarde erschoß noch den Bestimmungen des Standrechtes bereits vier Leute, die beim Plündern ertreten wurden.

40 Wöcherinnen ertrunken.

Managua, 4. April (Reuter). In einem kleinen See, der sich im Krater eines erloschenen Vulkans befindet, wurden 40 Wöcherinnen tot aufgefunden. Viele Frauen pflegten ihre Wäsche in dem warmen Wasser dieses Sees zu waschen. Die ums Leben gekommenen Frauen wurden beim Waschen von dem Erdbeben überrascht und durch die Erderschütterung in das Wasser geworfen, wo sie ertranken.

Erdbeben in Argentinien.

Buenos Aires, 4. April. Gestern wurde in den nordwestlichen Gebieten Argentinien ein starkes Erdbeben verspürt, hauptsächlich in den Provinzen Tucuman, Salta und Catamarca. Die Erderschütterungen riefen bei der Bevölkerung Entsetzen hervor. Bis jetzt ist es noch nicht bekannt, welche Schäden angerichtet wurden und ob Menschenleben zu beklagen sind.

Handgranaten in Kinderhänden.

Explosion in einem Berliner Vorort.

Berlin, 3. April. Im Vorort Hohenschönhausen erfolgte heute nachmittag im Hof eines Hauses der Dingelstädtter Straße eine heftige Explosion, durch die zahlreiche Fenster Scheiben zerrümmert und mehrere Telegraphendrähte zerrissen wurden. Die Polizei fand auf dem Hofe die Reste einer behelfsmäßigen Handgranate in Köhnenform. Auf dem Gelände der Industriebahn zwischen Hohenschönhausen und Friedrichshelde wurden später 10 Handgranaten mit Zündern der gleichen Konstruktion gefunden. Daneben lagen Packpapier und mehrere zerstückte Exemplare einer kommunistischen Zeitung. Es ist anzunehmen, daß Kinder das Paket, das schon längere Zeit dort gelegen haben mußte, fanden, es öffneten und eine der Handgranaten mit nach dem Hofe des Hauses in der genannten Straße nahmen. Dort haben sie wahrscheinlich an dem Zünder gedreht und sind dann, da ihnen vielleicht eine Ahnung von der Gefährlichkeit des Fundes aufflieg, zu ihrem Glück davon gelaufen. Unmittelbar darauf ist dann die Explosion erfolgt.

Christen ohne Auferstehungsglauben.

Keine Osterbeachtung von Werner Lienhard.

Das christliche Osterfest lebt nicht nur als Auferstehungsfest in der Vorstellungswelt der Christen aller Konfessionen, sondern auch als Festtag im Bewußtsein der konfessionellen Menschen. Wir können uns heute keine konfessionell gebundenen und gläubigen Christen vorstellen, die nicht das Osterfest feiern als Auferstehungstag des gekreuzigten Christus. Interessant ist daher, zu wissen, daß es in der frühesten geschichtlichen Epoche des Christentums gläubige Christen gab, die weder an die Kreuzigung, noch an die Auferstehung Christi glaubten und auch keine Ostern als Auferstehungsfest feierten.

Zuerst tritten sich die aus dem Judentum kommenden Christen mit den getauften Heidenchristen um das Datum und die Dauer des Osterfestes, das von den Judenthristen als Passahfest und von den Heidenchristen im Gegensatz zum Passahfest als Fest der Auferstehung gefeiert wurde. Noch im Jahre 325 forderte das Kirchenkonzil zu Nizza die selbständige Abhaltung des Osterfestes und die strikte Ablehnung des jüdischen Passahfestes. Trotzdem wurde das jüdische Passahfest von vielen Anhängern christlicher Sekten weiter beibehalten und wenn auch der Bischof Chrysostomus von Antiochia gegen die Gläubigen predigte, weil sie das Osterfest am selben Tage feiern wollten wie die Juden ihr Passahfest, so mußte doch selbst die schärfste Tröbung nichts.

Unzählige Sekten bildeten sich in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt aus dem noch völlig chaotisch zerfallenen Christentum und sie alle lehnten das Osterfest als Auferstehungsfest entschieden ab. Die Audianer, so genannt nach Audius, dem Begründer eines Mönchordens, feierten mit den Juden das jüdische Passahfest und beriefen sich für diese Einstellung auf eine Bemerkung der Apostel, die einmal gesagt haben sollen, daß die Ostern zugleich mit dem jüdischen Passahfest gefeiert werden sollten. In Syrien feierten die Christen die Ostern einen Tag später als die Juden ihr Passah und beschloßen es nicht am Sonntag als Auferstehungstag, sondern am Freitag als Trauertag.

Viele christliche Sekten legten überhaupt den Glauben an die Auferstehung Christi ab und feierten deshalb auch keine Ostern. Die Ebioniten, so benannt nach Ebion, dem Begründer dieser jüdenchristlichen Sekte, leugnete die Göttlichkeit Christi und sah in ihm nur einen außerordentlich begabten und glänzenden Menschen, der wie Gottes Sohn war und deshalb auch nicht vom Tode auferstehen konnte. Sie behielten ihr Passahfest bei und nahmen nur zum Gedächtnis an das letzte Mahl Christi das Abendmahl mit ungewürtem Brot. Dieser jüdenchristlichen Sekte stand die jüdenfeindliche Sekte der Marcioniten gegenüber, die sich so nach Marcion, dem Sohne eines Bischofs, nannten und Christus nicht als Menschen anerkennen, der von einer Mutter geboren wurde, nur mit menschlichem Leib und Körper lebte, sondern als ein Wesen mit einem Scheinleib, das die Aufgabe hatte, die Menschen von dem Wirken eines Demiurgen zu befreien. Das ist der jüdische Gott Jahné, der kein vollkommener Gott ist, sondern nur ein Beauftragter des vollkommeneren christlichen Gottes. Demiurges ist der Schöpfer der sinnlichen Welt und er hat prophetisch verkündet, daß ein jüdischer Messias komme, um das Reich des Judentums wieder aufzurichten. Wer aber kam, das war Christus, der die Richtschnur im Auftrage des vollkommeneren Gottes vor der Kasse Demiurges schützte und rettete. Christus war für sie also kein leiblich geborener Mensch und konnte darum auch nicht als ein solcher sterben und auferstehen. Deshalb feierten die Marcioniten keine Ostern.

Aus denselben Gründen begingen auch die Gnostiker, eine Sekte, die aus den verschiedensten Religionslehren, aus denen der Ägypter, der Griechen, Römer, Orientalen und Juden ihre Glaubensregeln entnahmen, kein Osterfest. Sie sahen in der Auferstehung Christi nur symbolhaft die Befreiung Christi aus der Herrschaft dieser Demiurgen und erkannten sich deshalb am Osterfest nur dieser moralischen Erlösung. Die Ärianer wiederum wanderten in der Korinthe nicht, auch fasteten sie nicht, sondern lachten, blieben fröhlich und feierten lustige Feste. Hierfür beriefen sie sich auf den Apostel Paulus.

Die Sekte der Manichäer, von Manes um 270 gegründet, war der ärmste und gefährlichste Feind des offiziellen Christentums und ihre Meinung von Christus war wesentlich bestimmt durch Einflüsse persischer und orientalischer Religionsauffassungen. Der Mensch wird beherrscht vom bösen Prinzip und um die menschliche Seele von diesem Prinzip des Bösen zu befreien, erlösen Christus als Prinzip des Guten und des Lichtes in der Welt des Menschen, ohne jedoch ein Mensch zu sein. Die Auferstehung ist nur scheinbildlich als Erlösung des in der niederen Materie gebundenen guten Prinzips zu betrachten. Alles, was das offizielle Christentum über Geburt, Leiden, Tod, Kreuzigung, Auferstehung und Himmelfahrt sagt, ist nicht wahr und wirklich zu nehmen, sondern nur symbolhaft. Deshalb gab es für die Manichäer keine Ostern.

Aus dieser Sekte entwickelten sich später die in Syrien und Armenien anhängen Paulicianer, die sich gegen alle Außerirdlichkeiten wandten, sie gaben allen Kult, und nur die innere Verbundenheit mit Gott forderten. Sie wurden schwer verfolgt, noch im Jahre 1230 als Ketzer hingerichtet und als die Vorläufer der Protestanten betrachtet. Auch sie feierten keine Ostern, weil sie nicht

an die Auferstehung im streng katholischen Sinne glaubten.

Wir haben gesehen, daß es mächtige und einflussreiche christliche Sekten gegeben hat, die wohl an Christus glaubten, aber nicht an seinen

Tod und seine Auferstehung, sondern vielmehr, wie die Manichäer, den Glauben an die Geburt, an die unbefleckte Empfängnis, an die Auferstehung und Himmelfahrt als heidnischen Aberglauben und Aberglauben bekämpften.



Nur mehr vier Monate trennen uns von dem großen Weltereignis: „Arbeiter-Olympia in Wien“. Noch kann jede Gruppe, jeder Verein, jeder einzelne Arbeitersportler dazu beitragen, daß das 2. Arbeiter-Olympia in Wien die größte internationale Kundgebung der Arbeiterschaft wird, die es jemals gab.

Zu gleicher Zeit mit dem Arbeiter-Olympia wird auch der Kongress der Sozialistischen Arbeiter-Internationale in Wien togen. Das gibt dem 2. Arbeiter-Olympia eine um so größere, geschichtliche Bedeutung. Sie kann nur dadurch gewürdigt werden, daß jedes Land, jeder Ort, alles seine Kräfte anspornt, um nicht nur durch seine besten Sportler, sondern auch durch sehr starke Delegationen vertreten zu sein. Noch ist es Zeit, durch Sparen und Sammeln die notwendigen Geldmittel aufzubringen. Was möglich war, die Teilnahme billig zu gestalten, ist geschehen. Die Vorbereitungen in Wien nehmen ungehindert ihren Fortgang. Es bedarf nur der entschlossenen Tatkraft der Arbeitersportler, um die gebotene Gelegenheit auszunützen: Das größte Arbeitersporttreffen der Welt in Wien vom 19. bis 26. Juli 1931 mitzuerleben!

Komm' alle nach Wien:

Mit den Kindern zum Weltkindertag, mit den Erwachsenen zu den internationalen Olympia-Wettlämpfen und zu den Rassenkundgebungen der Sozialistischen Arbeitersport-Internationale!

Die Festfolge des 2. Arbeiter-Olympia in Wien.

Das olympische Programm der Wiener Festfolge ist in seinen großen Zügen vom Aktionsausschuss festgelegt worden und sieht folgende Abwicklung vor:

Samstag, den 18. Juli: Eintreffen der Kinder aus Oesterreich zum Weltkindertag, Kinderveranstaltungen in den Bezirken.

Sonntag, den 19. Juli: Früh 9 Uhr Kundgebung der Kinder auf dem Rathausplatz mit Marsch, Gesang und Ansprachen. 11 Uhr offizielle Eröffnungsfeier im Apollo. Ab 2 Uhr auf dem Trautsonplatz Kinderturnspiel- und Sportfest mit Waffenspieleturnen. Ab 4 Uhr auch Spiele in der Hauptkampfbahn. Abends Abschied der Kinder aus der näheren Provinz, Beginn der olympischen Hochwettlämpfe.

Montag, den 20. Juli: Ausflüge und Ausgängen der Kinder und Abreise.

Dienstag, den 21. Juli: Eintreffen der Olympiateilnehmer; Training und Freundschaftsspiele auf den Sportplätzen.

Mittwoch, den 22. Juli: Weiteres Eintreffen von Olympiateilnehmern. Abends Waffenspiele in den Bezirken durch die Jugendverbände und großes Gastkonzert der Sänger am Rathausplatz.

Donnerstag, den 23. Juli: Früh Beginn der olympischen Wettlämpfe in allen Turn-, Sport- und

Sportarten und auf allen Sportplätzen. Um 6 Uhr abends in der Hauptkampfbahn Aufmarsch der Wettlämpfer aller Nationen. Im Hauptstadion Chor- und Orchesterkonzert (Beleuchtung des Rathauses, Hochstrahlbrunnens usw.).

Freitag, den 24. Juli: Fortsetzung der olympischen Wettlämpfe; Laufen Lauer durch Wien. Um 5 Uhr Empfang der ausländischen Delegationsführer beim Bürgermeisterei. Am Abend im Konzertsaal Körperkulturabend des Wiener Arbeitersport- und Sportvereins. Im Apollo Sonderveranstaltungen der ausländischen Gäste. In den Bezirken Festabend.

Samstag, den 25. Juli: Fortsetzung der olympischen Wettlämpfe; Schwimmen Lauer durch Wien. Am Abend Festspiel im Stadion, eventueller Fackelzug, anschließend in den Bezirken Festabend. Beleuchtung des Rathauses.

Sonntag, den 26. Juli: Vormittags Festzug. Nachmittags Waffenspieleturnen und Schlußlämpfe auf den Sportplätzen. Abends im Musikvereinsaal Wiener Nacht-Abend. Abschiedsfeier für die ausländischen Gäste.

Ab Montag, den 27. Juli: Ausflüge und Urlaubsfahrten in die Berge.

An allen Festtagen finden Führungen durch die Stadt und Tagesausflüge statt.

Das Kloster.

Von W. Sopschtscho.

„ZP. An die Heiligen glaube ich schon lange nicht mehr. Aber auch an Gott zu glauben habe ich seit meinem letzten Aufenthalt im Kloster aufgehört. Gewiß, es ist alles wahr, was von den Klöstern gesagt wird: Die Klosterbrüder sind gleiche Menschen wie wir; sie lieben Wein, Weib und Gesang“ und lassen sich auch sonst nichts im Leben abgehen. Aber nicht davon sei die Rede. Das ist längst bekannt. Es hat sich aber im Kloster eine Geschichte abgespielt, die des Erzählens wert erscheint. Eine Geschichte, die mich um den reinen Glauben gebracht hat. Nicht nur mich, auch die Mönche.

Das Kloster, von dem ich erzähle, war reich. Seinen Reichtum hatte es aus freiwilligen Spenden der zahlreichen Pilger zusammengebracht. Die Pilger ließen dem Kloster viel Geld, besonders im Herbst. Wie da im Herbst Gläubige in Scharen ins Kloster kamen und ihre Obhut ertrichteten, da wurde es sicher den Teufeln in der Hölle heiß. Der eine opferte für sein Seelenheil, der andere für das Wohlergehen der Reisenden auf hoher See; der dritte opferte so überhaupt, aus Liebeslauf. Aber alle brachten Opfergeld — man brauchte es nur in Empfang zu nehmen. Und man nahm es in Empfang! Darauf konnten Sie sich verlassen. Zurückgewiesen wurde niemand. Selbstverständlich wollte, wer Opfer gab, für sein gutes Geld im Kloster ein paar Tage verbringen. Nicht nur die Zeit torkelgen; er wollte des heiligen Le-

bens teilhaftig werden. Er wollte eine Zelle und ein Dachstuhl und Erdbebung mit den Mönchen. Man war aufmerksam gegen die Gäste. Warum auch nicht? Aber im Herbst war es unmöglich, alle Pilger in Zellen unterzubringen. Selbst viele Mönche wurden aus ihren ungeschminkten Zellen verdrängt und in die Scheunen gewiesen. Zuerst wunderte ich mich — was suchte das Volk im Kloster; was hatte es dort nicht gesehen? Später jedoch habe ich es lapidiert: das Kloster war schön gelegen, hatte reine, gesunde Luft und obendrein noch eine Attrappe für die Gläubigen.

Im Kloster lebten drei gar wunderliche Mönche: ein Schweizer, ein Säulenmönch und noch so ein Sonderling. Dieser Sonderling schluderte fliegen. Nicht etwa lebende fliegen, sondern einen Aufzug auf fliegen. Er pflegte sich sozusagen zu erniedrigen, seine Gefühle abzustumpfen. Schon in aller Frühe sammelte sich das Volk um seine Zelle und wartete. Und der Mönch kam zum Volke heraus, verrichtete ein Gebet und trank vor aller Leute Augen diesen widerlichen Aufzug. Die Zuschauer spuckten heftig aus, empfanden Ekel und Brechreiz. Manche nervenkränke Dame mußte weggeschafft werden. Aber er, der Hundskater, leckte den letzten Rest aus, ohne ein lautes Geräusch zu machen, verneigte sich vor dem Volke und ging in seine Zelle. Den ganzen Tag sah man ihn nicht mehr. Erst am nächsten Morgen wieder. Liebergesehen wollten einmal die Gläubigen irremachen. Sie behaupteten, es wäre kein ordentlicher fliegenaufzug. Man ging der Sache nach und stellte zu Ehren des Glaubens fest, daß alles

Das Bergwerkspferd.

Von Henri Barbusse.

„Sie kommen von der Oberfläche der Erde, haben die Welt im Lichte des Himmels gesehen; das Pflaster der kleinen Stadt leuchtet golden in der Sonne. Vor ihrer Tür breitet die Haushälterin eine Strohmatten aus; durch die offene Tür bringt ein zufriedenes Schnarchen; auf dem dunklen Ofen, den goldene Linien und Kreise zieren, brodeln grüne Bohnen im kochenden Wasser. Die alte Striderin sitzt mit gefalteten Händen daneben. Sie sieht den Kindern zu, die mit vielstimmigen Rufen ihre Spiele begleiten.“

„Jetzt sind Sie im Bergwerk, nun sehen Sie sich den Bewohner der Tiefe an.“

„Ich kann nichts sehen.“

„Warten Sie nur, Sie werden sich schon daran gewöhnen.“

Es riecht schlecht. Aber dieser Geruch führt uns. Jetzt stehen wir vor einer großen schwarzen Masse. Eine Lare? Es geht eine laue Wärme von ihr aus. Es ist ein Geschöpf, das einem Pferde ähnlich würde, wenn man es sehen könnte, einem lebendigen Pferde aus Fleisch und Knochen.

„Natürlich hat es keinen Namen; dafür ist es hier zu finster. Machen wir Licht! Halt! Haben Sie eben die Ratten gesehen, die aus dem Frechrog des Pferdes sprangen? Es frißt nie; das Futter ist zu schmutzig.“

„Wie kann es dann leben?“

„Das weiß man nicht, weil es nicht sprechen kann.“

„Es liegt auf den Schienen der Loren, die über einen Dampf laufen. Wenn der Wagen darüberfährt, quillt das Wasser auf und spritzt über die Schienen. Die Zähne des Pferdes sind von Geschwüren zertrümmert; diese Krankheit heißt Fesselgeschwür oder Kröte. In Wahrheit gleichen die Hufe Kröten, Geschwüre und Kränkheiten haben seine Zähne zerstört, seine Augen geblendet, und seine Haut ist fast gänzlich verfault. Es ist zu einem Teil des Schmutzes geworden, der alles einhüllt.“

Das Pferd muß die leeren Loren in den Stollen ziehen und die gefüllten wieder zurück. Wenn es nicht immer brutal vorwärtsgetrieben würde, machte es keinen Schritt, weil es zu müde ist.

Um es vorwärtszutreiben, öffnet man seine befaulten Rinnbäden, die herunterhängen. Um die Junge wird ihm ein Strick gebunden, an dem es vorwärtsgezogen wird. Das Pferd ist an viele Schmerzen gewöhnt, doch das Reizen an der Junge tut ihm so weh, daß es aufspringt, trotzdem sein Fell durch die scharfen Steine abgerieben ist und wider Schmutz auf den Wunden liegt. In einer Stelle wird der Gang so niedrig, daß es sich auf die Knie niederlassen und so die Loren ziehen muß. Stets wird es geschlagen.“

„Aber tut das?“ ... „Männer!“

Vor lauter Abschürfungen sieht man kaum noch die Haut. Alle Glieder weisen Wunden und tiefe Narben auf. Wenn Licht wäre, könnten wir sein rotes Herz sehen, so wie in den Kirchen der falsche Gott sein gemaltes Herz zeigt. Aber es gibt kein Licht. Oben auf der Erde freut man sich über den wohlthuenden Regen, den Wind, über den frischen Hauch des Wassers und die warme Sonne. Noch die Kälte ist manchmal eine Järlächel. Hier unten, wo man einst begraben sein wird, wohnen nur die Wärmer und das alte Pferd.“

„Aurichbar.“

„Wie hübsch Sie das sagen. Aber das Aurichbar ist, daß es eine Menge solcher Pferde gibt, zehntausend allein in Frankreich. Wir wollen nicht verallgemeinern — das wäre dumm — und die Behauptung auf „alle“ ausdehnen, weil Ihnen dann eine einzige Ausnahme den Mund schließen würde. Aber wie viele unter diesen zehntausend Panthomen der Hölle werden noch die Kraft haben, sich einer Ration zu erwehren? Wie vielen baumelt ein herausgerissenes Auge gerade noch an einem Hautstücken? Wie viele sind überhaupt blind? Wie viele haben verfaulte Füße oder ausgerissene Flanken, wie ein mater dolo-

in Ordnung und ohne Trug war. Der Mönch selbst fühlte sich getränkt und sprach: „Wie konnten Sie nur annehmen, daß ich Gott betrügen werde?“ Die anderen Sonderlinge waren weniger interessiert. Der Schweizer sprach kein Wort. Nun, was war dabei Besonderes? Der Säulenmönch war auch kein Ereignis. Er stand den ganzen Tag auf einem Stein und glaubte darum, als Heiliger gelten zu dürfen. So eine Dummheit!

Das Volk lockte das alles natürlich. Von nah und fern pilgerte man in das Kloster. Selbst vornehme Leute kamen. Sogar solche, die sich mit „Bon“ und „mit“ „Baron“ anreden ließen. Aber der willkommenste Gast unter allen war ein reicher Kaufmann namens Wladimir Jwanowitsch aus Moskau. Dieser Mann hatte viel Geld ins Kloster gesteckt. Als Sühnopfer für vergangene Sünden. Er kam öfters ins Kloster. Die drei Kilometer vom Bahnhof legte er zu Fuß zurück. Wenn er im Kloster angelangt war, tropfte von ihm der Schweiß. Er war schon alt. Im Kloster blieb er eine Woche, erholte sich, machte große Gebete und fuhr dann zurück nach Moskau. Bald darauf kam er wieder. Und brachte neue Sühnopfer. Er tat ungeheuer vor dem ganzen Volke Buhe. Die Gebete wirkten auf ihn ihre Wirkung nicht. Noch mehr wirkten auf ihn die Klosterhöre. Als er den Chor singen hörte, verfiel er sogar in Schläfen. Er gestand selbst, das Chorstimmen sehr zu schätzen und bedauerte nur, daß es kein Frauenkloster war. „Ich habe eine besondere Sehnsucht nach hohen Sopranstimmen“, pflegte er zu sagen. So war also Wladimir Jwanow-

Eine Revolutionsgeschichte Ricarda Huch.

Eine Dichterin, die Geschichte schreibt: darüber mag vielleicht mancher jüngere Geschichtsschreiber die Nase rümpfen, dennoch ist gewiß, daß ihr, die ebenso über die Fähigkeit des Eindringens in den Geist der Geschichte, wie über eine wunderbare Gestaltungskraft (sowohl in der Verfaßung einer Reihe hervorragender lyrischer Dichtungen von einzigartiger Formgestaltung, als mehrere große geschichtliche Romane und andere geschichtliche Werke glänzend gelungen sind, die vielleicht manche dichterische Freiheit zeigen, aber doch als Geschichtsbilder von Echtheit und Treue gewertet werden müssen. Es sei hier nur auf Ricarda Huchs großes Werk „Der große Krieg in Deutschland“ hingewiesen und auf ihr Werk über „Wolkenstein“. Da sind wahrhaftig Geschichten und weitere Geschichte, als sie in dem Buche manches Geschichtsprüfungsamt zu finden sind. So dürfte man denn auch begierig sein, zu erfahren, wie die große deutsche Dichterin in ihrem neuesten (eben erschienenen) Werke: „Alte und neue Götter“ (Deutsch-schweizerische Verlagsanstalt, Berlin-Jülich) ihre Aufgabe, eine Geschichte der revolutionären Bewegung der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu schreiben, lösen werde. Um es gleich zu sagen: die Aufgabe ist ihr glänzend gelungen. Auch hier hat sich ihre großartige plastische Gestaltungskraft und ihre sprachliche Kunst, aber darin erschöpft sich keineswegs die Bedeutung des Buches, dem vielmehr auch voller geschichtlicher Wert zukommt. Der mangellos geschulte Leser mag vielleicht im ersten Augenblick von der Auffassung der Autorin betroffen sein, daß es ihr hauptsächlich darauf ankam, die Menschen zu begreifen und darzustellen, welche die Umwälzung teils herbeiführten, teils ihr widerstrebten oder von ihr misgeriffen wurden und daß ihre Geschichte der Mensch in seinem persönlichen Denken und Verhalten das Wichtigste und Interessanteste zu sein scheint. Aber Ricarda Huch beschränkt sich keineswegs auf die Darstellung dieser geschichtlichen Persönlichkeiten, sondern sucht sie in ihrem Zusammenhang mit den Dingen zu begreifen und je tiefer man daher liest, um so mehr schwinden alle Bedenken und man erkennt, daß die Dichterin, wenn auch auf einem anderen Wege, doch zu einer materialistischen Geschichtsbetrachtung gefunden hat. Der Kreis ihrer Betrachtungen reicht von Friedrich von Stein bis in unsere Zeit und so manche geschichtliche Persönlichkeit, die von der monarchistischen Geschichtsschreibung entlehrt wurde, wird hier in ihrer wahren Bedeutung gezeichnet. Mit Behmut gedenkt die Dichterin der alten deutschen Kultur und ihrer Repräsentanten und sie beklagt ihren Untergang, aber sie ist nicht blind dafür, daß eine neue Welt heraufsteigt, wenngleich sie dieselbe noch nicht ganz zu verstehen vermag. Doch vielleicht, so sagen die letzten Worte des Buches, vielleicht ist es notwendig, daß „das Fremde und Unkenntliche gewordene einmal völlig ausgetropft werde: nur was ganz ausgelebt hat, kann auferstehen“. Darin liegt ein gewisser Glaube an die Zukunft. Sie sieht auch mit Bestimmtheit, daß heute um die Gestaltung des Schicksals der Mensch „zwischen den zwei Ungeheuern Geld und Masse“ geführt wird, aber davon erkennt sie doch die geschichtliche Notwendigkeit der proletarischen Revolution als Notwendigkeit der Bürgerlichen an. So läßt sie dem von Marx und Engels verfaßten kommunistischen Manifest volle Gerechtigkeit widerfahren: „Es war eine gute, schnelle Waffe, geschmiedet von zwei jungen heroischen Menschen an der Blut ihrer genialen Energie. Aber es war mehr eine Waffe für den Augenblick; es war ein Machtmittel zwischen zwei Epochen, es war ein Grundstein zum Neubau Europas. Wie ein Blitz ziß es eine Masse und einen Gehirne vom Gesicht der Zeit und zeigte die Dinge im grellen Licht, wie sie waren und wie noch niemand sie zu sehen gewagt hatte.“ Auch Marx und Engels hat Ricarda Huch volle Gerechtigkeit in ihrem Buche widerfahren lassen, dessen Gesamthaltung eine solche ist, daß man sein Erscheinen auf das freudigste begrüßen kann.

Bereitet die Arbeiterpresse.

Das gekohlene Kalb.

Landwirt Struller ging auf die Weide. Die Rotbunte mußte gefolgt haben. Man muß sich um das Kalbchen kümmern, muß sehen, was da der liebe Gott mit Hilfe des Gemeindevollkammer vorleibenden Landwirtschaft an Zuwachs beschert hat. Er hat es gern, wenn sich sein Viehstand so auf naturgemäßen Wege vermehrt. Er reißt sich die Hände und zieht die Schaffstiefel höher.

Da steht die Rotbunte und laut an einem Büchel Gras. Von dem neugeborenen Kalb weit und breit keine Spur. Landwirt Struller wird nachdenklich. Sein rundes, gesundforbrenes Gesicht wird blaurot. Er knirscht mit den Zähnen, rollt die Augen.

„Da soll mich doch dieser und jener... wo ist das Kalb?“

Von jaher ist die Unsicherheit im Dorf groß. Was ist da nicht schon im Laufe der Jahre gekohlen worden. Ganze Sätze Getreide, dem alten Jochen mal die Uhr, ein leibhaftiges Schwein und legiers der Worte die Unschuld. Und jetzt dem Landwirt Struller das neugeborene Kalb, direkt von der Weide. Da soll doch...

Landwirt Struller geht zum Amtsvorsteher. So und so, das Kalb ist gekohlen und da müssen wir etwas machen.

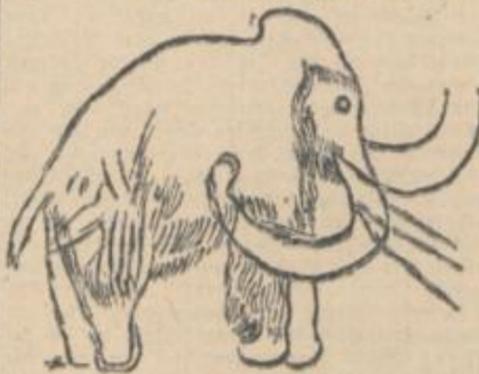
„Natürlich“, sagt der Amtsvorsteher, „aber was?“

Die Kunst der Eiszeit.

Von Univ.-Prof. Friedrich Schö n.

Demnächst erscheint ein vierter Band der Propyläen-Weltgeschichte. Er trägt den Titel „Das Erwachen der Menschheit“ und enthält unter den bisher vorliegenden vielleicht das meiste Neue und Unbekannte. Bis auf 20.000 Jahre v. Chr. kann man jetzt zurückgehen, während bisher die Geschichtsbetrachtung meist erst 5000 v. Chr. einzusetzen pflegte. Mit Erlaubnis des Propyläen-Verlages veröffentlichen wir aus dem neuen Bande schon heute diesen Aufsatz:

Auch die Kunst dient magischen, also ebenfalls religiösen Zwecken, ist noch nicht Selbstzweck wie die höherer Kulturstufen. Hier, scheint



Junges Mammut. Freizeichnung aus der Höhle von Comberles (Nordogur).

es, besitzen wir wirklich die ersten Anfänge: das gesamte ältere Diluvium ist nicht kunstarm, sondern vollkommen kunstlos, und erst mit dem Beginn des jüngeren Abschnittes erscheinen die ersten Kunstwerke. Auch die primitive Kunst ist keine Funktion des Instinktes allein, sondern des Geistes. Jede Reproduktion, gleichgültig in welcher Kunstart oder Technik, setzt schon ein bestimmtes Maß von Abstraktion voraus, und wäre es nur diejenige, die zu einer Wiedergabe in verkleinertem Maßstabe führt. Nehmen wir die voraussetzende Stärke der Abstraktion als grundlegend für die Beurteilung der frühesten Kunst an, so muß

die Plastik die Älteste und ursprüngliche Kunstgattung

sein, da sie die dreidimensionale Vorlage immerhin noch in der gleichen Dimensionalität wiedergibt, während die Zeichnung diese bereits um einen Dimensionenwert verringert. Da wir nicht mehr den geringsten Anhaltspunkt dafür haben, ob die Plastiken der Diluvialkunst einstmal farbig bemalt waren, können wir nicht mehr wissen, ob oder wann die Abstraktion von der Farbe stattgefunden hat. Der Befund innerhalb der Eiszeitkunst entspricht nun vollkommen dieser theoretischen Abfolge der Kunstarten.

Die ersten Kunstwerke in der Geschichte der Menschheit treten uns nicht in relativem, sondern gleich in absoluter Vollendung entgegen in einem Naturalismus, der nicht mehr zu übersteigert ist. Es sind aus weichen Stein, fossiltem Eisenstein und anderen Stoffen

geschnittene Statuetten nackter Frauen.

Am bekanntesten ist die „Venus von Willendorf“ in Niederösterreich, der in Westdeutschland (Mainz) und Frankreich (vor allem in Brassempouy) völlig gleichartige an die Seite treten. Keine Idole zur Verehrung, sondern Idealbilder des Weibes, nicht so sehr wie es wirklich war, sondern wie es der Mann wünschte, daß es sei. Die technische Beherrschung in der Wiedergabe aller Einzelheiten des Körpers ist verblüffend. Das Schönheitsideal ist noch ganz animalisch-leiblich, das Gesicht, der Spiegel der

Seele, ist als glatte, ungliederte Fläche gegeben. Dagegen ist die kunstvolle Frisur um so sorgfältiger ausgeführt. Die Zahl der nackten Frauenfiguren aus den älteren Abschnitten der jungdiluvialen Zeit ist sehr hoch, ihr Kunstwert ebenso verschieden wie ihre Größe.

Die Frauenstatuetten verschwinden gegen das Ende dieses Abschnittes, und die Plastik wird vertreten durch

Knochen Schnitzereien kunstgewerblicher Art,

vornehmlich Dolchgriffe in Gestalt von Tieren. Der glänzende Naturalismus der Menschenfiguren mußte hier einem Kompromiß zwischen Naturtreue und Zweckmäßigkeit Platz machen, die jedoch meist in geradezu meisterhafter Weise vereinigt sind. In einzelnen waren Jagestandnisse technischer Art unvermeidlich; wenn es etwa darauf ankam, ein dünnes Gehörn darzustellen, das man naturgemäß nicht frei schnitzen konnte, stellte man das Tier in getrocknetem Laufe mit an den Füßen gelegtem Geweih dar.

So man ein Bildwerk aus dem anstehenden Felsen herausarbeitete, mußte ganz von selbst das Relief entstehen, das in der Tat bereits unter den frühesten Arbeiten mit hervorragenden Stücken vertreten ist. Eine ganze Gruppe monumentaler Reliefbilder

sand sich bei Lauffel in Frankreich, mehrere nackte Frauen gleichen Typs wie die von Willendorf denken sind. In ihnen gehört ein wiederwunderbares Meisterwerk: der kleine Pferdekopf aus Ras d'Azil, dem in der Tat nur die allerbesten Tierplastiken an die Seite gestellt werden dürfen. Ihre glänzendste Höhe erreichte die diluviale Reliefkunst aber erst, als sie mit der Malerei zu einem Gesamtkunstwerk verschmolz.

Zahlenmäßig sind unter den eiszeitlichen Kunstwerken die Zeichnungen am stärksten ver-



Nackte Frauenstatuette, sogenanntes Venus von Willendorf, das Idealbild weiblicher Schönheit des Eiszeitmenschen.

treten, vor allem in der Kleinkunst, wenn sie auch in der monumentalen Kunst durchaus nicht fehlen. Es ist hier in erster Linie die Höhle von Comberles, die eine

unerforschliche Fülle prachtvoller Zeichnungen

enthält und sich auch durch den Reichtum an Motiven aus der Mehrzahl der anderen Bildhöhlen vorteilhaft heraushebt. Ueberwiegt auch das Wildpferd in seinen beiden diluvialen Arten, so findet sich daneben der Löwe in einem eindrucksvollen Kopfbild, das Mammut und vielleicht auch ein Bild des Menschen (oder Affen?). Eine Besonderheit hat die Höhle von Font de Gaume, köstliche Bilder von Mammutfüßern in fugenloser Umhüllung. Ein fruchtbarer Boden für die Kleinkunst war die Knochenindustrie der ausgehenden Diluvialzeit. Es gibt kaum ein besseres Knochengesäß dieser Stufe, das nicht irgendwo durch Gravierung verziert wäre, von einfacher linearer Einfassung der Ränder bis zu voll ausgeführten Bildern. Unter ihnen ragen zwei turmbach heraus und reißen

sich den besten Graphiken der antiken Kunst an: ein Mammut von La Madeleine und das Reintier von Tbingen. Mit überlegener Technik und Dorf, ein bogenschleuderer (?) Mann und ein Ruder Wildpferde in ungemessen lebensvoller Wiedergabe. Allem Anschein nach waren diese Bilder ursprünglich mit Farbe angelegt. Reliefbilder sind auch die schon erwähnten Wissenschaften aus der Kunsthöhle von Tuc d'Audoubert, doch hier sind es freie Reliefs, deren Rückseite



Menschen mit Tiermasken. Höhlenzeichnung von Tuc d'Audoubert.

unausgearbeitet bleiben konnte, weil sie an die Felswand gelehnt und unsichtbar war. Der eigenartige Kultur- und Formkreis des Südosteuropas, der seinen Ausgangspunkt in Südosteuropa hatte, hat auch in der Kunst Sonderformen hervorgebracht: keine ausgeschnittene Flachreliefs aus verschiedenen Stoffen, die keinen praktischen, sondern eher wohl magischen Zwecken dienen sollten und auf irgendeinen Untergrund gelegentlich geniale Sicherheit sind hier die Linien gezogen, ist Wesentliches von Nebenächlichem getrennt. Für diese begnadeten Künstler barg nicht einmal die perspektivische Ueberschneidung des Gewebes und der Weine eine Schwierigkeit. Unter den graphischen Bildern von Menschen erreichen nur ganz wenige die Höhe der naturalistischen Tierbilder gleicher Technik, wie die Frau mit dem Reintier auf einer nur zur Hälfte erhaltenen Knochenplatte. Die meisten aber sind unbeholfen oder flüchtig ausgeführt. Ein größeres Interesse bieten lediglich mehrere Köpfe. Die nicht nur die Züge des Gesichtes überhaupt zur Darstellung bringen im Gegensatz zu den älteren plastischen Arbeiten, sondern mehrfach einzelne Teile grotesk übertreiben und damit wie bewußte Karikaturen wirken. Gelegentlich machen diese Künstler auch den Versuch, sich von der stereotypen Profilansicht zu lösen, die überall am Anfang der Entwicklung steht, weil sie am meisten vom Objekt zeigt, und wagen bei Mensch und Tier die reine Vorderansicht. Die befriedigende Lösung dieses künstlerischen Problems ist zwar hier noch nicht gelungen, aber daß sie überhaupt versucht wurde, ist Wesentliches von Nebenächlichem getrennt. den Diluviums doch bezeichnend.

Die Kunst der Eiszeit ist — wie jede Kunst — eine Funktion der Kultur, nach Inhalt und Stilprache bestimmt durch die räumliche und zeitliche Umwelt,

eine ausgesprochene Jägerkunst.

Formal bedeutet das absolute Naturalismus, wenigstens solange die Jägerkultur unverfälscht blieb. Sie erlaubt eben gar keine andere Kunstform als die des Naturalismus, doch nicht in der Form schematischer Abschreibens jedes kleinsten Zuges, sondern von Anfang an mit dem unbedingten Blick für das Wesentliche. So aufgelöst, verliert die diluviale Kunst das ihr nicht zukommende Unbegreifliche und Phänomenale und reißt sich der großen Gesetzmäßigkeit des Lebens ein. Gesetzmäßig ist auch die letzte Entwicklung zu fortschreitender Stilisierung, nicht infolge äußerer Einflüsse, sondern auf dem Wege immanenter Uebersteigerung des von Anfang an vorhandenen geistigen Inhalts, eine Entwicklung zum Barock, wie sie jede Stilperiode erlebt hat.

„Die Diebe fangen!“ sagt Landwirt Struller dumpf.

Der Amtsvorsteher ist von dem Gedanken begeistert. Er läßt sein Frühstück im Stich, nimmt sorgfältig eine gewaltige Pfeife, ergreift Hut und Stock und sagt:

„Los, Robert, fangen wir die Diebe von deinem Kalb.“

Sie gehen zur Weide. Noch immer steht die Rotbunte und laut Gras. Aus den Augenwinkeln flarrt sie die beiden Männer an.

Der Amtsvorsteher beschattet die Augen mit der Hand und späht auf der Weide umher. Von dem neugeborenen Kalb keine Spur.

„A ist wirklich weg!“ nickt Landwirt Struller. Unschlüssig stehen die Männer da. Die Rotbunte laut Gras. Das lähmende Schweigen wird durch ein klaffendes Geräusch unterbrochen: Die Kuh hat etwas fallen gelassen. Es ist, als ob dies ein Signal zum Handeln sein soll.

„Ich hab's!“ sagt der Landwirt Struller.

„Was, das Kalb?“ fragt der Amtsvorsteher verwundert.

„Ne“, sagt der Landwirt Struller, „ich hab' ne Idee.“

„Ra?“

„Polizei!“

„Anfinn“, sagt der Amtsvorsteher bestimmt.

„Anfinn, die Polizei bin ich hier im Dorf.“

„Na, ja“, meint der Landwirt Struller, „ich meins, so richtige Polizei: mit Polizeihund und so, versteht du?“

„Ach ja“, lacht der Amtsvorsteher. „Sehr

gut, der Gedanke Polizeihund. Ja, das machen wir.“

Sie gehen ins Dorf zurück. Der Amtsvorsteher telefoniert. Dann legen sie sich an den Tisch, trinken einen und besprechen den Fall.

„Hast du eigentlich einen Verdacht, Robert, wer die Diebe sein können?“ beginnt der Amtsvorsteher diplomatisch.

„Nun...“, macht Landwirt Struller. „Einen Verdacht... ja, weißt du... ich hab' schon, aber man sagt so was nicht gerne.“

„Ne, ja, aber mir als amtliche Person kannst du es schon sagen.“

„Ach nee, der Polizeihund wird schon die Spur finden...“

Zwei Stunden vergehen, dann kommen zwei Beamte mit dem Polizeihund. Im Dorf ist große Aufregung. Die Sache hat sich herumgesprochen. Strullers Kalb ist gestohlen worden und jetzt will man den Dieb fangen. Das ist eine hübsche Umwechslung im Dorf.

Alle Vorbereitungen sind getroffen. Der Polizeihund, ein sabelhaftes Tier mit 83 Stantmbäumen, wird — wie man sochmännlich sagt — angelegt. Bei der Rotbunte nimmt er Witterung und dann geht es los. Ueber Gräben, Wiesen und Bünen rümt der Hund. Der Führer, die lange Reine an der Hand, kann kaum folgen.

Jetzt kreuzen sie die Gasse und dann geht es schnurgerade ins Dorf. Landwirt Struller, der Amtsvorsteher und die anderen tauchen hinterher. Alle sind vom Jagdfeber ergriffen. Kompensalutig schwängen sie ihre Spazierstöcke, um die Diebe gebührend in Empfang nehmen zu können.

Der Polizeihund braust die Dorfstraße entlang. Jetzt — da, ein Hofst... Kein geht es, quer über den Hof... ein Stall, ein Kuhstall. Der Hund jault, reißt an der Reine und dann verschwindet er im Innern. Wüstes Gebelle. Er hat das Ziel erreicht.

Aufgeregt drängen die Männer in den Stall. Da sitzt der Polizeihund, macht schön und verbeißt einen — Kuhstall. Es ist ein Fladen von der Rotbunte, denkt der Polizeihundsführer befreidigt über die Leistung seines Hundes.

So weit hat die Sache geklappt. Jetzt heißt es, feststellen, auf welchem Grundstüch man eigentlich ist.

„Ach“, sagt der Landwirt Struller, „wir sind auf meinem Gehöft.“

Verretenes Schweigen folgt dieser Offenbarung. Niemand lacht hämisch. Sollte der Herr, der Struller, selbst sein Kalb gestohlen haben?

In diesem frischen Augenblick kommt ein Junge auf den Hof gestürzt.

„Herr Struller, Herr Struller, Ihre Rotbunte laßt auf der Weide!“

Da schreien die Männer herum. Der Polizeihundsführer spricht im amtlichen Ton:

„Aber Herr Struller...“

Doch Landwirt Struller hört nichts mehr. Er rennt auf die Weide, reißt sich im Laufen die Hände, er freut sich, daß das Kalb nun doch nicht gestohlen ist. Es wird eben erst geboren, na schön, der liebe Gott und der Gemeindevollkammer verläßt die Seinen nicht... Barolus.

Blick auf das Prager Deutsche Theater.

Es scheint uns an der Zeit zu sein, wieder einmal ein allgemeines Wort über das Prager Deutsche Theater zu sprechen, obwohl oder gerade weil leider fast alles dem Alten geblieben ist. Was in dies uneres Erachtens führt und was ungenügend werden müßte, um eine latente Krise nicht zur Katastrophe werden zu lassen, haben wir seit Jahr und Tag wiederholt bei den verschiedensten Gelegenheiten hervorgehoben. An unserer Meinung über die Zustände und ihre Folgen hat sich nichts geändert. Die Bemerkungen, die wir heute vorbringen, sollen nur darauf, daß und durch welche Umstände — sie lassen sich hier freilich nur zum Teil anführen — unser Urteil erbärtet wurde. Insbesondere gilt das von der

Oper.

dem nun schon sehr "reifen" Schmerzstadium des Prager Theaters. Der Opernspielplan ist nach wie vor armfelig, die Sänger-Vorstellungen nur ausnahmsweise zufriedenstellend, das Gesamtimage der meisten Aufführungen läßt, ganz so wie im Vorjahr, sehr zu wünschen übrig. Und dies alles, obwohl das Opern-Soloensemble zahlenmäßig größer ist als das anderer mittelgroßer Theater, obwohl wir an ein Duzend Sopranistinnen und fünf Tenöre im Haus haben und also zusammen an Sängern zahlen, die natürlich, infolge der geringen künstlerischen Leistung, in freierem Gegenmaß zu den Einnahmen der Oper stehen.

Son den Klagen über das Verschulden der Leitung bedarf derzeit vor allem eine besondere Erwähnung: die Klage nämlich, um es kurz zu sagen, über den Fall Zöll. Der Professor Zöll, der Operndirektor, befindet sich seit zweieinhalb Monaten auf einer Opern- und Konzert-Tournee in Amerika. Wir sind die letzten, die solcher künstlerischen Betätigung in den Arm fallen wollten. Aber in der jetzigen allgemeinen Theaterkrise, unter der wieder die Oper am meisten leidet, vertreibt ein so gefährdetes Institut wie die Prager deutsche Oper am allerwenigsten einen Operndirektor — lagen wir es rund heraus — keiner ist. Denn nicht nur überläßt Herr Professor Zöll durch fast ein Vierteljahr die ihm anvertraute Oper jungen Kapellmeistern, die bei allen Fähigkeiten für diese Aufgaben noch nicht reif genug sind und schließlich die notwendige Arbeit ganz naturgemäß nicht bewältigen können, sondern Herr Professor Zöll bemüht sich auch nicht im mindesten, während seiner Anwesenheit in Prag die Wirtungen seiner monatelangen Abwesenheit auch nur zum Teil zu paralysieren. Einen Operndirektor, dem man innerhalb sieben Spielmonate beinahe nichts anderes dankt als zwei Erstaufführungen und zwei Konzerte, die erungen, ist an keinem Theater möglich, am wenigsten aber, wie gesagt, an dem von der Krise geschüttelten Prager Theater. Professor Zöll überläßt übrigens auch während seiner Anwesenheit verantwortungswolle Aufgaben anderen, erscheint beispielsweise nicht einmal beim "Fidelio" am Pult und zeigt sich auch sehr wenig um das Niveau der nicht von ihm geleiteten Aufführungen besorgt, obwohl er doch auf diese die Verantwortung trägt. Selbstverständlich leidet unter diesen Umständen der Spielplan, in Qualität und Quantität, schrecklich. Befragt wird das unter anderem durch folgendes: der Nebenbariton geht wochenlang kopierlos, er stirbt in diesem Jahr durchschnittlich kaum einmal im Monat aufzutreten sein; die jugendlich-dramatische Sängerin ist noch seltener zu hören. Auch die hochdramatische findet so wenig Betätigung in diesem verlotterten Spielplan, daß die Theaterkanzlei es wie ein besonderes Ereignis ankündigt, wenn die Dame

einmal die Marichallen oder die Zenta singt. Keineswegs gilt für die Koloratursängerin, gilt, mit ganz wenigen Ausnahmen, für alle Häuser. Trotz dieser sträflich geringen Inanspruchnahme der Solisten meist man jeder zweiten Opernaufführung an, daß ihr Proben nur unzureichend voranzugingen. Am den Nachwuchs scheint sich überhaupt niemand zu kümmern. Wenn der lustige Partisan erkrankt, müssen für seine sämtlichen Partien Wäite herbeigerufen (und natürlich bezahlt) werden. Auf eine Opernaufführung überhaupt abgesehen werden, so erscheint statt ihrer meist kein vollwertiger Ersatz; es kommt vor, daß den Besuchern und Abonnenten dann ein Lustspiel oder gar eine minderwertige Operette vorgesetzt wird!

Unzulänglichkeiten, wozu man bildet, Fortsetzung eines Systems, besser gesagt einer Systemlosigkeit, die das Publikum verreibt, statt es anzulocken. Das Mißverhältnis über die Zustände in der Oper erfährt immer mehr und immer tiefer das an sich sehr operntreudige Prager Deutschum. Manchmal hat es den Anschein, als hätte man es gerade darauf abgesehen, die Oper auf die Dauer unmöglich zu machen.

Wie weit Operndirektor Zöll, in Anwesenheit oder Abwesenheit, diesen Erscheinungen mitverantwortlich ist, läßt sich ohne genauere innere Kenntnis des Betriebs nicht sagen. Aber daß diese Mißstände ungewöhnlich groß ist, steht für uns außer Zweifel. Wir haben uns den Dirigenten, den Kapellmeister Zöll immer zu schämen gewußt; aber wenn er eine noch dreimal höhere Kapellmeisterpersönlichkeit wäre, würde das für solche Opernführung nicht entschädigen. Die Prager deutsche Oper braucht, insbesondere in diesen Krisenjahren, einen Führer, der seine ganze Kraft diesem Theater widmet, der beruflich keine andere Sorge kennt, als die Höherentwicklung unserer Oper zu mindestens dem Niveau, das sie noch vor zwei oder drei Jahren hatte. Kann das der Operndirektor durch dauernde Anwesenheit, Arbeit und Leistung nicht bewerkstelligen, so ist er nicht auch dafür, daß endlich wieder Stimmen hörbar werden — derzeit ist der größte Teil des Solistenensembles ohne ausreichende Stimmgebung, Stimmstärkung und Stimmbildung — dann würde er mit jedem Tage mehr leidet am Plage. Die Erhaltung der Prager deutschen Oper ist es wert, daß eine künstlerische Persönlichkeit wie Zöll sich ganz dafür einsetzt, und erfordert es, daß der Theaterverein endlich seine oft genug besagte Passivität aufgibt. Gerade die Oper schreit dringend nach einer neuen Aera!

Es wäre sehr zu wünschen, daß auch die Presse mehr und anders als bisher auf diese allgemeinen Fragen Bedacht nimmt. Durch Schon-, Beschränkungs- und Schweigegelächter läßt sich nicht nur Mißständen an einer gefährlichen Entwicklung — die nicht nur eine Prager Theaterfrage, sondern eine gesamt-national-kulturelle Angelegenheit ist.

Die Operette

Scheint mir nicht vieler Worte zu bedürfen. Ihr geht es nicht nur finanziell gut, sondern sie wurde auch künstlerisch durch eine Reihe glücklicher Reengagemente belebt. Wir bedauern nur, daß das Minimum an klassischen Operetten, die den Umwert der modernen Operette einigermaßen

ausgleichen könnten, sich bisher nur in minderenwertigen Aufführungen repräsentieren.

Das Schauspiel.

das während der gefährlichen Theaterkrise des Vorjahres, als selbst die Raffkraft der Operette verlagte, den ganzen Betrieb mehr schlecht als recht über dem Wasser hielt, weiß leider kaum eine Verbesserung auf und ist noch lange nicht auf jener Höhe, die künstlerisch befriedigen würde. Zwar zeigt sich der ernstliche Wille, an den Problemen der Zeitbühne nicht vorüberzugehen, wie es hier nur zu sehr Mode war, die Hand des Dramaturgen in im Spielplan zu erkennen, aber gleichzeitig doch die alte Erfahrung, daß die Regisseure ihre eigenen Wege auch in Spielplan und Besetzung gehen. Viele Köpfe verderben zumal beim Theater den Brei und zu einem planlosen Schauspielrepertoire, das die Premiererladungen verteilt, der Zahl und dem Werte nach, so daß weder das Publikum ermüdet und überfüttert, noch die Darsteller bald überanstrengt, bald brachgelegt und vor allem falsch verwendet werden, kann nur ein mit der nötigen Führerautorität ausgestatteter Dramaturg kommen. Das sogenannte "dramaturgische Büro", das wir ehemals hatten, war nichts als eine Einlaufstelle und mochte den Regisseuren, denen es niemand betargen kann, wenn sie um Geltung ringen und miteinander wetteifern, die aber doch gebündelt werden müssen, recht genehm sein, für den Theaterbetrieb war es nur eine Belastung. Was soll aber ein Dramaturg leisten, dem man bis heute den neuen Beitrag vorenthält, denn unseres Wissens ist mit Herrn Dr. Braunow bislang kein Einverständnis über die nächste Spielzeit erzielt worden. Dort, wo sich der Einfluß dieses Dramaturgen, der ein wirklicher Kenner des zeitgenössischen Theaters, der Literatur und der geistigen Probleme unserer Zeit zu sein scheint, sich in der Auswahl der Stücke bemerkbar machte, vertiet er anschließendes Können und nicht minder hat er als Regisseur mit bescheidenen Mitteln Beachtliches zu leisten vermocht. Der Doppelbetrieb des Schauspielers kann schon einige Regisseure vertragen und es ist gar nichts dagegen zu sagen, daß neben dem Oberregisseur Siebel auch Holzlin und wer sonst sich fähig dazu erweist Regie führen. (Ich denke vor allem an Reinhardt, der man leider als Regisseur abgelagert hat, während man bald darauf Herrn Ströblin heranzog, der ganz nette Aufführungen zustandebrachte, aber die Erfahrung Reinhardts nicht hat, die uns im klassischen Repertoire, hätten wir eines, sehr zustatten käme.) Nur wäre eben eine Oberleitung nötig, die doch vor allem dramaturgisch sein müßte und die den einzelnen Regisseuren nach Lust und Talent ihre Spezialgebiete zuweist. Daß sie auf eigene Faust experimentieren, kann dem Theater und ihnen selbst nicht nützlich sein, es bedingt vor allem immer wieder Fehlbesetzungen und vermutlich auch bei den Proben unheimliche Konflikte. Im Interesse des Schauspielers also wäre es, den Beitrag des Herrn Dr. Braunow rechtzeitig zu erneuern und dem Dramaturgen wirklich die Führung im Schauspiel zu überlassen.

Wie lohnträglich man bei den Beiträgen und Engagements vorgeht, beweist auch die Tatsache, daß Fel. Stadler, der sich ohne Zweifel sehr gut bewährt hat, nicht reengagiert wurde. Man wird wieder zu spät erkennen, daß es eine schwere Unterlassung war, sie nicht zu halten. Wir haben wohl das Recht, das zu sagen, denn es wäre nicht das erste Mal, daß gerade wir gewarnt oder geraten und

VERLANGET UEBERALL



**VOLKS
ZUNDER**
SOLO A.S.I.

naheher, aber zu spät, recht behalten hätten. (Ich ermahne nur daran, daß ich bei dem Anstellungs-Gespiel Ziele mit meiner Empfehlung des Engagements, das sich nachher als ein so glücklicher Griff erwies, nahezu allein dahand, daß ich vor dem Abgang von Babers und Frau Scharf, Fischer-Steinmanns u. a. vergeblich gewarnt habe.)

Unvergleichlich mehr und Besseres wäre aus dem Schauspiel herauszuholen, wenn die vorhandenen Möglichkeiten genutzt würden. Herr Stadler wird vom Schauspiel überhaupt nicht, Herr Stadler seit der "Dreigroschenoper" nicht mehr in Anbetracht genommen, obwohl beide oft feiner oder nicht ihrer Begabung gemäß verwendet werden. Frau Halowantiez wird in geradezu sträflicher Weise nicht beschäftigt und bei den Besetzungen übergegangen, aus Fel. Wozniak wird nicht herausgeholt, was ein unternehmender Regisseur aus dieser hoffnungsvollen Künstlerin zu holen wüßte! Noch immer fehlt uns, und diesem Mangel müßte mit Beginn der nächsten Saison doch endlich abgeholfen werden, ein erster Charakterdarsteller, da Herr Kenner nun einmal dieses Fach nicht mit betreten kann und durch seine Verwendung darin nur seinem ureigenen Wirkungsgebiet, der tragikomischen, grotesken Charakterrolle entzogen wird. Für Trent-Erebitz, der dem Schauspiel seit dem Herbst fehlt, ist Ersatz geschaffen worden, nur wird man mit der Individualität des neuen Mannes rechnen müssen, wie denn überhaupt einer der hier häufigsten Fehler (an dem die Kritik freilich leidet), der ist, die neuen Kräfte in das Kostüm der Vorgänger pressen zu wollen. Als die Ziele kam, sollte sie durchaus eine Kopie der Wessely sein, als sie ging, wurde man fröhlich eine Dame für das "Thiele-Haus", das es eben nicht gibt, weil die Originalität das Joch durchbrochen hatte.

Wird die erste Vorauslegung für das Gedächtnis des Schauspielers, eine feste dramaturgische Führung, geschaffen und läßt sich diese eine Kage Kräfteverteilung, welches Maßhalten und zugleich erschöpfende Ausnutzung aller vorhandenen Möglichkeiten des Ensembles, angelegen sein. Dann wird sich alles weitere finden, zu ihm zödie ich in erster Linie einen repräsentativen Spielplan, der auch die kleine Bühne erster Kunst dienbar macht, der uns die wichtigsten Neheiten bringt, er sie noch über sämtliche Provinzbühnen gegangen sein, und der uns auch im klassischen Repertoire nicht mit einem Kuerkennungsgang an die Altvordern abweist!

Tonfilmprobleme.

Von Walter Lufsig.

Der Tonfilm macht ständig; dafür zeigen nicht nur die Statistiken der Produzenten, die eine Zunahme der Erzeugung gleichermäßen wie der Kinobesucher, dafür zeigt auch das immer größer werdende Interesse der breitesten Bevölkerungsschicht. Das neue Ausdrucksmittel wurde von der Technik geboren und ist vom ersten Augenblick an auch in den Händen der Technik geblieben: die internationale Elektroindustrie beherrscht heute die Erzeugung und den Markt, es gibt kaum einen Produzenten, der nicht vollkommen vom Diktat der Elektroapparate abhängig wäre. Demgemäß sind es natürlich vor allem wirtschaftliche Interessen, die der Produktion den entscheidenden Weg vorschreiben und es muß darum vor allem die Frage beantwortet werden, ob diese bis nun möglichen Gesichtspunkte dem Wesen und Joch des Tonfilms entsprechen können.

Seit Monaten geht namentlich in Deutschland der Kampf um die künstlerische Rettung des Tonfilms. Die Industrie hat bis nun an dem Grundfay festgehalten, daß in erster Linie verdient werden muß; nach allen Produktionsgesetzen wurden die Tonfilme, deren Anfangserfolg einen materiellen Gewinn gebracht hätte, als Standardmuster anerkannt und darnach wurde weiter produziert. Nur so ist es zu erklären, daß die Tonfilme einander in den Mitteln, in der Darstellung sehr ähneln, gewöhnlich ganz dieselben Sujets behandeln und daß immer wieder dieselben Menschen von der Produktion herangezogen werden. Ich verweise dazu B. darauf, daß es bereits eine große Anzahl deutscher Operettenfilme gibt, die von Robert Stolz und Götz Boyer oder von Abraham "anmaßt" werden, ich verweise auf die vielen Filme, in denen ein Herr Zauber die Karriere vom simplen Bauernblasi zum gefeierten Opernsänger erleben mußte usw. Alle diese Erscheinungen lassen

die Frage aktuell werden, welche Form des Ausdrucks für den Tonfilm die richtige sein könnte. Die Ausdruckformen der Theater sind in großen Zügen festgehalten, wenn man auf die Doppellinie Singspiel — Operette — Oper, Lustspiel — Schauspiel — Tragödie verweist und der Tonfilm hat sich diese Formen angeeignet, er bringt bald "tönende Singspiele", "Tonoperetten", "Tonfilm-Lustspiele" oder etwa "100prozentig gesprochene Filme".

Bei Beurteilung aller dieser Werke soll vor allem die Frage entscheiden werden, welche Aufgabe dem Tonfilm im Kulturleben der Völker zukommt. Und da muß wohl nicht besonders ausführlich darauf verweisen werden, daß seine Bedeutung von ganz großer Tragweite sein muß, der Tonfilm ermöglicht den breiten Bevölkerungsschichten, ein Produkt menschlichen Geistes zu sehen. Die Darstellungsmitel sind durchaus verständlich, leicht fassbar und, wie die Erfahrung dieser Jahre lehrt, sehr wirksam, weil der optische Eindruck der am nachhaltigsten wirkende ist. Man darf also mit Zug und Recht verlangen, daß die Erzeugung von Tonfilmen auch getragen werde von der Erkenntnis, daß sie menschlichem Geist, menschlichem Können und Verstand Ausdruck geben soll, daß also zur Erzeugung wieder nur solche Menschen herangezogen werden sollen, die berufen sind, die möglichst höchste Stufe der Kultur zu erkennen, zu vertreten und ihr auch Ausdruck zu verleihen.

Damit ist aber auch gesagt, daß die Darstellungsdarstellung des Tonfilms eine unendlich breite sein muß. Es geht darum nicht an, eine oder die andere Ausdruckform des Theaters für den Tonfilm im vorhinein abzulehnen, es ist vielmehr die Frage zu beantworten, ob die Formen des Theaters überhaupt auf den Tonfilm anwendbar sind. Der Tonfilm muß in erster Linie Film sein, muß Handlung haben, die sich bildhaft darstellt und nicht aus retrospektiven Erzählungen der Mitwirkenden klar wird und damit ist das Problem

der Ausdrucksformen eigentlich schon gelöst: Die Erfordernisse liegen zu den Gesetzen des Theaters nach Konzentrierung des Geschehens in einem so dramatischen Gegenfay, daß eine Brücke zwischen den beiden Welten kaum möglich ist. Auch die ganz großen und wunderbar gespielten Tonfilme der Deutschen — etwa "Ariane" oder "Der Mann, der den Mond beging" — sind als Filme nicht gerade gut; sie bleiben am Theater hängen und einmal gibt es darum Szenen, die dem Kinobesucher launweisen müssen. Manchmal beim Film "Der Mann, der den Mond beging" kann aber schon als wirkungsvoller Tonfilm anerkannt werden: das etwas schwache Bild ist typisch filmisch gezeichnet — wenigstens nach Aristoteleskriterien zu urteilen ist — die verdrängenden Stimmen beim Spaziergang, die verstummenen Töne bei Aufnahmen durch Glaswände sind Effekte, die nur der Tonfilm kennt. Und um dieser Wirkungen, um dieser Vereinigung optischer und akustischer Sprache willen hat der erste französische Tonfilm "Sans les lois de Paris" einen Weltserfolg verdient! Dieser Erfolg hat sich aber nicht ganz in den Raffensrapporten ausdrücken können und darum will die Produktion von dieser Linie nichts mehr wissen und spricht von "gemauerten Experimenten". Was wird nun anstatt dessen dem Publikum geboten? Man sieht oft durchaus Filme, die an die naivsten Unterhaltungsinhalte der Masse appellieren und darum ist es auch nicht entscheidend, ob sie die Operette oder Schauspiel nachahmen. Aber auf eines wurde bis jetzt noch nicht geachtet: nicht allein die Wie der Darstellung — und in dieser Hinsicht gibt es schon respektable Leistungen —, sondern das Was muß Maßstab werden, um einen Film richtig zu beurteilen. Der Film ist nicht mehr ein Privileg der Besitzenden; er wendet sich im Gegenteil an die große Masse der Menschen und es darf nicht vergessen werden, daß darin eine bedeutende Verantwortung begründet wird. Es darf der Öffentlichkeit nicht mehr gleichgültig bleiben, welche Gedanken im Kino verhandelt werden; wir haben Anspruch

darauf, mit Problemen bekannt zu werden, die dem Leben der Völker selbst entnommen sind, und das spielt sich bekanntlich nur zu verhängnisvollstem Teil in Luxuswohnungen und Bars ab.

Es war eines der größten Verdienste des proletarischen Kinos, die Möglichkeit kollektiver Handlung gezeigt zu haben: nicht mehr der weitaus überzahlige Star mit der goldenen Regel, sondern die Masse selbst suchte und fand ihre Gedanken und Probleme, die zu wirkungsvoller Darstellung gemauert wurden. Nicht nur die herrschenden Kräfte sind für den Film darstellenswert, nicht nur ihre verlogene Moral und Scheinheiligkeit; der Kampf darf in Zukunft das Monopol auf künstlerische Gestaltung haben! Und hier muß der Kampf einsehen um die wahre Kultur im Film. Der wahre Film hat allen diesen Gedanken schon gerecht werden können; der tönende Film ist leider in die Hände einer Gesellschaft geraten, die bevorzugt jeden selbständigen Gedanken ausschließt und das Märchen vom schlechten Geschmack des Proletariats verflucht. Aber der Geschmack ist ebenso wie jede Stufe der Zivilisation eine Funktion der Sozialerziehung und dieses Moment darf nicht gänzlich ausgeschlossen werden. Die Faktoren des Tonfilms müssen in enger Kontakt mit den Erfordernissen unserer Zeit kommen. Die Produktion muß dem alleinigen Einfluß des Kapitals entgegen und in die Hände von Menschen gelegt werden, die Verständnis für die unauflösbaren Probleme des Kollektivismus, der Masse, haben wie es rund herum des Proletariats haben! Es darf im Film nicht nur Geschehen der Wirklichkeit oder weltfremd verripelien Kultur geben, sondern Besänge der Kulturpolitik! Und um ihre unausföhrliche Entwicklung geht der Kampf auch im Tonfilm; um die Erkenntnis dieser Gesichtspunkte muß in breiter Öffentlichkeit geworben werden, wenn wir nicht auch geistig tanzen sollen werden wollen! Das muß der Maßstab der Beurteilung werden!

DIANA FRANZBRANNTWEIN soll in jedem Hause sein!

Kampf ums Dasein auf Island.

Die Natur spendet warmes Wasser. — Alle Frauen leisten Schwerarbeit. — 900 Fabrikarbeiterinnen.

Auf Island, der kleinen Insel hoch im Norden Europas, müssen die Menschen hart arbeiten, wenn sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen wollen. Fast noch schwerer als der Mann hat es die Frau.

In meist recht primitiven Häusern lebt die isländische Familie. Steine, aus denen man feste Häuser errichten könnte, sind auf der ganzen Insel nicht zu beschaffen. Das Gestein ist leicht und porös und kommt deshalb für den Hausbau garnicht in Frage. So baut man aus Holz und Märel, aber auch ganz allereinfachste Erdhäuser sind im Innern keine Seltenheit.

Allerdings hat die isländische Frau ein Hilfsmittel in ihrer Hauswirtschaft, um die sie so manche Frau unserer Breitengrade beneiden wird. Das warme Wasser wird ihr nämlich gratis und franco in beliebiger Menge zugeführt. Island ist bekanntlich das Land der heißen Quellen. Hat man in Island sein Haus in der Nähe eines Geysirs, so leitet der praktische Mann durch eine einfache Rohrleitung das heiße Wasser ins Haus und hat dadurch die beste und billigste Warmwasserheizung, die sich nur wünschen läßt. Die Wassertemperaturen sind oft so hoch, daß die Isländerin im kochenden Quellwasser vor ihrem Hause Eier kochen und im heißen Sand, der die Quellgebiete umgibt, sogar Brot backen kann. Allerdings gehört dazu ein wenig Geduld. Der Behälter mit dem Brotteig wird im heißen Sande vergraben und nach ca. 20 Stunden ist das Brot fertig gebacken.

Dem isländischen Boden ist nur schwer etwas abzurufen. Vor allem wird infolge des kurzen Sommers das Getreide nicht reif. So bleibt als Hauptgewerbe der Fischfang. In den großen Flüssen ist ein außerordentlicher Reichtum an Forellen und Lachsen. Die Ortschaften befinden sich vornehmlich in den Küstengebietern des Landes und der Fischfang im Meere ist deshalb die Hauptbeschäftigung. Die Männer gehen zum Fischfang hinaus bis an die arktischen Küsten, nach Grönland und Neufundland. Das Meer fordert alljährlich viele Opfer unter den Fischern. In jedem Jahre sind es ungefähr 60 Männer, die den Tod in den Wellen finden. Bei der Bevölkerungsziffer Islands, die nur wenig über 100.000 liegt, ist das ein doppelt schrecklicher Verlust. Dadurch, daß so viele Männer beim Fischfang ums Leben kommen, ist auch zum großen Teil der Frauenüberschuß zu erklären. Auf 1051 Frauen kommen in Island nur 1.000 Männer.

Die Fischerin, die der Hauptberuf des isländischen Mannes ist, verlangt auch die Arbeitskraft der Frauen, die Fische, die von den Männern gefangen werden, müssen die Frauen reinigen.

Einem selbständigen Brotverdiener gehen in Island in industriellen Betrieben zirka 900 Frauen nach. Sie haben ihre eigenen gewerkschaftlichen Organisationen, in denen ihre Interessen auch von Frauen vertreten werden.

Im isländischen Parlament, das sich aus 42 Parlamentarierinnen zusammensetzt, ist nur eine einzige Frau.

In Island haben sich die alten Volkstroden noch erhalten. Das Markantze an der Tracht der Frau ist die Kopfbedeckung, die kleine, hohe, schwarze Kappe, von der eine lange Quaste herunterhängt. Der Hutentopf ist noch ziemlich unbekannt. In zwei Zöpfen wird das Haar unter der Kappe festgesteckt. Über der weißen Bluse, die ein weicher seidener Schal schmückt, wird ein Nieder aus Samt getragen. Am Nieder zeigt sich die Wohlhabenheit der Trägerin, darnach richtet sich nämlich, ob die Verschleißteile und die Verzierung aus Gold, Silber oder nur aus Messing sind. Ist alles aus edlem Material und kunstvoll gearbeitet, so ist ein solches Nieder ein richtiges Wertobjekt und wird sorgsam gehütet und durch Generationen vererbt.

J. W.

Kunst und Wissen.

Zwei Landschaften von Gainsborough aufgefunden. Zwei bedeutende Gemälde des großen englischen Malers Thomas Gainsborough sind kürzlich in der Sammlung von Constable Curris aufgefunden worden. Die waren bisher ganz unbekannt, weil sie durch eine dicke Schmutzschicht unkenntlich gemacht waren. Inzwischen sind sie gereinigt worden und stellen sich als hervorragende Beispiele der Landschaftskunst dieses Meisters dar. Das eine Bild, das den Titel „Kargen“ trägt, wurde feingekauft von König Georg IV. von England für 44.500 Mark angekauft und von ihm seiner Geliebten Mrs. Fitzherbert geschenkt. Das Bild war dann verschwunden, bis es jetzt in der Sammlung von Curris aufgefunden ist. Das andere Werk „Landschaft in der Nähe von Bath“ wird von den Biographen des Meisters erwähnt und galt für verschollen. Die beiden Arbeiten stammen aus der Zeit, als Gainsborough in Bath lebte und dort seine Kunst als Landschaftsmaler zu voller Reife entwickelte.

Spielplan des Neuen Deutschen Theaters.
Sonntag, 2 1/2 Uhr: „Böhmische Musikanten“; 7 1/2 Uhr (147-3): Premiere: „Robinsonade“. Montag, 6 Uhr (148-4): „Die Meisterlinger von Rürnberg“. Dienstag, 7 Uhr (149-1): „Carmen“. Mittwoch, 7 1/2 Uhr (150-2): „Sornunterführung“. Donnerstag, 7 1/2 Uhr (151-3): „Schön ist die Welt“. Freitag, 7 Uhr (Bankbeamten I u. II): „Elisabeth von England“. Samstag, 6 Uhr: „Barjassal“. Sonntag, 2 1/2 Uhr (St.-S. und Arbeiterdort): „Majestät läßt bitten“; 7 1/2 Uhr: „Robinsonade“. Montag, 7 Uhr (152-1): „Ein Kossakenball“.

Spielplan der Kleinen Bühne. Sonntag, halb 8 Uhr: Premiere: „Kommt ein Vogel geflogen“. Montag, 8 Uhr: „Sturm im Wasserglas“; 7 1/2 Uhr: „Kommt ein Vogel geflogen“. Dienstag, 7 1/2 Uhr: „Sturm im Wasserglas“. Mittwoch, 7 1/2 Uhr (Gastspiel des Wiener Theaters der Komiker): „Der brave Soldat Schell, Reife nach Frohny, Volterabend, Jodel & Hahn“. Donnerstag, 7 1/2 Uhr (H. Br. Komiker): „Karpel hat Sex appeal, Ein gewandter Mann, Volterabend, Intermexo im Schlafcafé“. Freitag, 7 1/2 Uhr: „Kommt ein Vogel geflogen“. Samstag, 7 1/2 Uhr: „Sornunterführung“. Sonntag, 3 Uhr: „Amphitryon 38“; 7 1/2 Uhr: „Sornunterführung“. Montag, 7 1/2 Uhr (Bankbeamten II): „Die Wunderbar“.

Sport • Spiel • Körperpflege Spartakiade mit Fascisten.

Der kommunistische Sportverband in Deutschland führt im Auftrage der Moskauer Sportinternationale in diesem Sommer als Gegenveranstaltung zur 2. Arbeiter-Olympia in Wien eine Spartakiade in Berlin durch. Besondere Spartakiade-Verordnungen und Wochen sollen ihr vorausgehen. Der Internationale Spartakiadenausschuß hat auf seiner ersten Sitzung am 7. und 8. März in Berlin die Richtlinien für die sporttechnischen Vorarbeiten aufgestellt, in denen mit besonderem Nachdruck auf die Durchführung von Betriebspartakiaden hingewiesen wird. Diese Anweisung verlangt die Zusammenarbeit mit den faschistischen Betriebsangehörigen und bürgerlichen Sportlern.

Ganz gleich, ob verkappte oder offene Faschisten, ob bürgerliche Sportler, indifferente oder kommunistische Arbeiter, sie alle sollen den kommunistischen Sportverband bei den Betriebspartakiaden als Vorbereitungen für die Spartakiade in Berlin und als Gegenveranstaltungen gegen das 2. Olympia der Sozialistischen Arbeitersportinternationale in Wien unterstützen.

Die so zusammengezwängte Landstreicherei ist das getreueste Spiegelbild für die ideologische Einstellung des deutschen kommunistischen Sportverbandes und der Moskauer Sport-Internationale in ihrem Kampf gegen die Verbände der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale. Mit dieser Anweisung haben sich die kommunistische Sport-Internationale und ihr deutscher Verband in die vorberste Reihe der Schlägen für den Faschismus gestellt.



FRANZENSBAD

Stärkste der bekannten Glaubersalzquellen. Das erste Moorbad der Welt. Hervorragendes Frauen- und Herzheilbad.

HEILT Herz- und Frauenleiden, Kinderlosigkeit, Gicht, Rheumatismus und chronische Stuhlverstopfung, Fettleibigkeit, Regenerationskuren. Auskünfte durch die Kurverwaltung. Vor- und Nach-Saison ermäßigte Preise. **Bäder-Eröffnung am 18. April.** Mittelstandskuren zu ermäßigten Preisen.

Damit sich jeder von der **Waffenbrüderschaft der kommunistischen Sportler mit den Faschisten und bürgerlichen Sportlern** überzeugen kann, bringen wir nachstehend das vom Internationalen Spartakiadenausschuß angeordnete und in den Organen des RFD, Sportverbandes veröffentlichte Programm:

„Wie wird das Programm einer Betriebspartakiade aussehen? Bei der Programmzusammenstellung muß man sich von dem Gedanken leiten lassen, nicht nur die Sporttreibende Jugend, d. h. die in den Vereinen organisierte, sich betätigen zu lassen, sondern die Gesamtschicht muß mobilisiert werden. Eine Abteilung muß gegen die andere in Konkurrenz treten, ein Betrieb muß gegen den anderen einen Mannschaftskampf austragen. Die Ausschreibung zu den sportlichen Wettkämpfen muß eine Stoffelung haben, d. h. sie muß trennen Jugendliche, Männer, Alterssportler und Frauen, ja, wenn die Gelegenheit vorhanden, müssen sogar die Kinder der Belegschaft interessiert werden. Die zur Ausschreibung gelangenden Konkurrenz müssen so einfach sein, daß jeder sich ohne lange Vorbereitung daran beteiligen kann. Da sind also Schiffsrennen, Hindernisläufe, Kurzstreckenläufe mit Start aus dem Liegen, Wurfübungen (Kollwerfen), Taucheln, Gedächtnisparade, Schwimmen, Radfahren, Stafettenläufe, Isondierete Stoffeln mit Radfahren, Laufen, Schachmatten.“

Das alles sind Übungen, für die im Rahmen einer Betriebspartakiade lange Vorbereitungen nicht nötig sind. Dazu müssen, wenn die Möglichkeiten vorhanden, Demonstrationen in Judo, Ringkampf und Boxen, also ausgesprochene Wehrsportübungen gebracht werden.

Der kommunistische Sportverband schließt also nicht nur mit den in den Betrieben stehenden Elementen faschistischer Orientierung eine ideologische Gemeinschaft, sondern darüber hinaus bildet er die sich in den Betrieben befindenden Mitglieder der faschistischen Sturmabteilungen im Rahmen der Betriebspartakiaden weiter aus, um sie als Hilfsgruppen zum Kampf gegen die deutschen Verbände der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale zu benutzen. Mit der von den Instrukteuren des kommunistischen Sportverbandes genauften Ausbildung werden die faschistischen Sturmabteilungen noch brutaler als bisher gegen die organisierte Arbeiterschaft vorgehen.

Unter diesen Verhältnissen kann von einer Annäherung der Sozialistischen Arbeiter-Sport-Internationale an die Moskauer Sport-Internationale gar keine Rede sein.

Der „neutrale“ bürgerliche Sport.

Dafür zwei Beispiele von vielen aus den letzten Tagen. Der bürgerliche Schwimmverein in Verden-Aller, der sich vor 10 Jahren von der Deutschen Turnerschaft abgespalten hatte, löste sich in seiner Hauptversammlung am 20. Jänner 1931 auf und schloß sich dem Reichsbund der Arbeiter-Sportvereine an. (Gleiche Brüder — gleiche Klappen!)

Als 1930 der Bremer Bund für Leibesübungen (Spitzenorganisation des bürgerlichen Sports in Bremen) es ablehnte, an der staatlichen Verfassungsfeier teilzunehmen, wurde das in der Öffentlichkeit auf den Einfluß der Nationalsozialisten zurückgeführt. Daß diese Annahme zutreffend war, bewies sich in der letzten Sitzung der staatlichen Behörde für Leibesübungen in Bremen. In ihr war die Wahl des Rechnungsführers wieder vorzunehmen. Diesen Posten hatte bisher ein Funktionär aus dem Arbeiterportlager innegehabt. Ohne Vorbehalt stimmten die zwei Vertreter des Bundes für Leibesübungen für den Reichshauptmann a. D. Weigand! Vor drei Jahren standen die Vertreter der Bremer bürgerlichen Sportorganisationen unter dem Einfluß der Nationalsozialisten. Die Bremer Arbeiter-Sportler beantragten diese Entsendung im anderen Sportlager mit einem erhöhten Verdienstscheine.

Der Film.

242 Konfliktlinien. Nach der letzten Jahreshälfte gibt es in der Tschechoslowakei zurzeit 242 Konfliktlinien mit insgesamt 131.000 Sitzplätzen. Davon befinden sich in Prag 105 Theater (30.770 Sitze), in Böhmen ohne Prag 105 (56.500), in Mähren und Schlesien 68 (32.048), in der Slowakei 18 (10.070) und in Karpatenland 3 (1610). Außerdem sind zwei Apparaturen in Wanderzirkus, vier Apparaturen in den Vorführungsstellen der Verleihsfirmen und eine in der Filmberke in Kuffig einmontiert. Was die Apparaturen selbst anbelangt, sind 18 verschiedene Systeme in Verwendung. Die meisten Maschinen weist das deutsche System Kinofilm mit 88 Apparaturen auf; dann folgt Kinophon mit 28, Vacant mit 27, Weibern Electric mit 17, Reichle mit 16, Powerphone mit 15, Belcauto mit 13, Erco mit 11 Maschinen, der Rest verteilt sich auf die acht restlichen Systeme.

Kuchbuch
Kuchbuch
ist die schönste illustrierte Wochenschrift
Überall erhältlich!

Herausgeber: Oswald Laub.
Chefredakteur: Wilhelm Stöcker.
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Emil Strauß, Prag.
Druck: „Kolo“ A.-G. für Setzung und Buchdruck, Prag.
Für den Druck verantwortlich: Otto Böll, Prag.
Der Jugendwachstumsplan wurde von der Frau u. Jugendministerin am 12. März 1930 in Prag genehmigt.

„UNION“

Portland-Zementfabriks-Aktiengesellschaft in Bratislava.
Zentralverkaufsstelle: Bratislava, Mostová ul. 6. Fabrik: Stupava.
Modern eingerichtete Drehofen-Anlage.
Erzeugt wird: Ia. Portland-Zement mit den für hochwertigste Portland-Zemente vorgeschriebenen Festigkeiten und hochwertiger frühhoftester Portland-Zement mit besonders hohen Festigkeiten.

Die Interessenvertretung der Genossenschaftsverbände „Zájmové ústředí družstevních svazů“ v Praze, teilt die traurige Nachricht mit, daß ihr Sekretär, Herr Emanuel Voděnka

Emanuel Voděnka

Sekretär des Ústřední svaz žeskoslovenských družstev in Prag dahingeschieden ist.

Er starb am Samstag, den 4. April 1931, um 1/4 morgens im verhältnismäßig jungen Alter, voll fruchtbarer Arbeit auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens.

Die irdische Hülle des Verblichenen wird am Mittwoch, den 8. April 1931, um 1/3 Uhr im Krematorium Olšany in Prag, eingeäschert.

Vorstand des Zájmové ústředí družstevních svazů Prag II., Myslíkova ul. 15.

Frühjahrsüberzieher und Anzüge

sehr billig für
**Knaben, Kinder u. Jüng-
linge, Mädchen-Mäntel**



offeriert
„HIRSCH“
PRAG, Železná 14.

Verlangen Sie in jeder Verkaufsstelle des
Konsumvereines SELCHWAREN der Firma
HEGNER & Cie., PILSEN

Selchwaren der Fa. HEGNER & Cie., PILSEN.
SIND DIE ALLERBESTEN!

Böhmische Union-Bank

(VEREINIGT MIT DEM ALLGEMEINEN
BÖHMISCHEN BANK-VEREIN)

Zentrale in Prag

Aktienkapital Kč 200.000.000—
Reservefonds Kč 198.550.000—

FILIALEN:

Asch, Aussig, Bodenbach, Böh-
misch-Budweis, Bratislava, Braun-
au I. B., Brünn, Brück, Frelwaldau,
Friedek, Gablonz a. N., Graslitz,
Hohenelbe, Iglau, Jägerndorf,
Karlsbad, Königshof a. E., Leit-
meritz, Marienbad, Mähr.-Osterau,
Mähr.-Schönberg, Neu-Titschein,
Olmütz, Pardubitz, Pilsen, Probi-
nitz, Reichenberg, Rumburg,
Saaz, Teplitz-Schönau, Trautenau,
Troppau, Warnsdorf, Zittau.

EXPOSITIONEN:

Prag-Lieben und Prag-Weinberge.

**Zucker-Abteilungen: Prag,
Bratislava, Olmütz, Troppau.**

POLDI ANTICORRO

rostsichere, säurefeste und feuerbeständige
Stähle sind Qualitätserzeugnisse der

POLDIHÜTTE

und für Bestecke, Geräte, Maschinen und
Bauteile seit Jahren bewährt.

Ihre Verwendung ermöglicht große Ersparnisse
und Fortschritte.

Diese Stahlmarken sind in Form von Stäben,
Scheiben, Blechen, Drähten, bearbeiteten oder
rohen Schmiedestücken erhältlich.

Man verlange genaue Unterrichtung über Ver-
wendung, Eigenschaften und Bearbeitung.

Verkaufsstelle für das Inland:

PRAG II., LUTZOWOVA 27

Telephon 23351, 23352.

Gegen
Husten, Katarrh,
Keuchhusten



Kaiser's
Brust - Caramellen
mit den 3 Tannen
Erhältlich in Apotheken, Drogerien



Überzeugen
Sie sich
selbst, daß
der Super-
Service-

**INDIA
REIFEN**

mit dem
neuen
Gletscher-
profil

der
sicherste
ist.

India Tire & Rubber Co., Akron
(Ohio, USA.)

General-Repräsentanz:

„REGO“ G. m. b. H., Prag I.,
Telephon 63576, Hradební ul. I., Palais Süssky

Ia. Presshefe

von bester Triebkraft und Haltbarkeit liefert

Presshefefabrik
der Landw. Zuckerfabriks-
Aktien-Gesellschaft,
Mähr. Neustadt-Úněšov.

BANKHAUS PETSCHKEK & Co.

PRAG II.,
BREDOVSKÁ 18.

TELEGRAMM-ADRESSE: PETSCHKEKOMP.